

kupferblau

DAS TÜBINGER CAMPUSMAGAZIN

Wintersemester 2024/25



... AUF SCHIEBEN

Warum nun Schluss
mit Gratis-Parken ist
S. 40

... AUF SPINAT

Wie Gerüche alte
Erinnerungen wach
werden lassen S. 25

... AUF AUSTAUSCH

What international
students think about
German culture S. 44

KUNST UND KULT

Die Altamerikasammlung der Universität Tübingen
aus dem Nachlass Pelling Zarnitz



MUT | Alte Kulturen | Schloss Hohentübingen
12. Dezember 2024 bis 16. März 2025



Universitätsbund
Tübingen e.V.



Kreissparkasse
Tübingen



Pelling-Zarnitz-
Stiftung



swt.
Stadtwerke Tübingen



FREUNDE DES MUT

Museum der Universität Tübingen MUT
www.unimuseum.de



Liebe Leserschaft,

in der 52. Ausgabe der Kupferblau geht es um das Thema *Lust*: das innere Bedürfnis, etwas Bestimmtes zu tun oder zu besitzen. Im Alltag verwenden wir den Begriff sehr häufig, manchmal in seiner erotischen Bedeutung, aber meist einfach im Sinne von Freude oder Vergnügen: von der Lust, ins Theater zu gehen, über Lust auf Lasagne bis hin zur Lust auf schlichtes Nichtstun. Unsere Redakteur*innen haben sich mit dem befasst, was in ihnen Begeisterung hervorruft, und über Themen geschrieben, die so unterschiedlich sind wie die Menschen selbst.

Wer Lust auf Tübingen hat und mit dem Auto unterwegs ist, wird sich sicherlich über einen Parkplatz in der Stadt freuen. Doch das Parkangebot (vor allem für Studierende) wurde durch die

Aufgabe des Schiebparkplatzes stark beschränkt. Seit Dezember werden in Tübingen keine Autos mehr geschoben, sondern nur noch Klausuren. Möchtet ihr der Parkplatzproblematik aus dem Weg gehen, dann nutzt doch lieber Bus und Bahn und geht euren Gefühlen zu Heimat und Familie auf den Grund.

Trotz damit einhergehender Pünktlichkeitsprobleme bleibt ein Grund zu feiern – oder etwa nicht? Wir haben Studierende gefragt, wie sie am liebsten ihren Samstagabend verbringen. Mit internationalen Studierenden haben wir ebenfalls gesprochen und uns über Kulturschocks unterhalten, die sie bei ihrem Umzug nach Tübingen erlebt haben.

Vielleicht ist den Internationals bei ihrem ersten Spaziergang durch die hügeligen Straßen ein Charakteristikum im Stadtbild aufgefallen: Doc Martens. Wir gehen der Geschichte dieser Stiliko-

ne auf den Grund und beleuchten, wieso sie heutzutage in jeder WG zu finden ist.

Ganz gleich, ob ihr nun lieber in Docs oder Turnschuhen unterwegs seid: Wenn ihr euch für das neue Jahr vorgenommen habt mehr Obst und Gemüse zu essen, gibt es sogar gleich zwei Artikel für euch: Einmal geht es um (vergesene) Gemüsevielfalt auf unseren Tellern, der andere dreht sich um Kindheitserinnerungen und Spinat, der zu Tränen rührt. Also ran ans Schneidbrettchen und los gekocht (aber erst nachdem die Kupferblau gelesen wurde).

Egal, ob ihr Lust auf Kultur, Wissenschaft oder Politik habt oder euch nur für das Horoskop interessiert – in dieser Ausgabe ist für alle etwas dabei! Wir wünschen euch viel Spaß beim Lustwandeln durch die Kupferblau,

Eure Chefredaktion

Laetitia Gloning
Chefredaktion Print

Miriam Mauthe
Chefredaktion Print

Marcel Gnauck
Herausgeber

Theo Andes
Chefredaktion Online

Alexandros Mantzaridis
Chefredaktion Online

Inhalt

Titelthema: Lust

Wie feiert Tübingen? <i>Inga Lenßen</i>	28
Lust auf mich – Lust auf dich (Gedicht) <i>Helena Hoffmann</i>	35
Lust auf twerkende Dementoren? <i>Jana Svetlolovov</i>	54

Politik

Schwangerschaftsabbrüche: Ein Tabu im Medizinstudium? <i>Laetitia Gloning & Hannah Burckhardt</i>	37
Ein Blick hinter die Schiebeparkplatz-Paywall <i>Ari Merkle</i>	40

Wissenschaft

Von Eldorado bis Queerbeauftragte*r: Die queere Geschichte Deutschlands <i>Miriam Mauthe</i>	6
Schwäbisch – eine bedrohte Sprache? <i>Max Maucher</i>	15
Gutes Aussähen ist alles? Ein Interview mit Saatgut-Experte Patrick Kaiser <i>Laetitia Gloning</i>	22

International (in English)

The Silent Worry: facing the unexpected when you're overseas <i>Lauren Student</i>	11
Culture clash in Tübingen: an opinion poll of internationals <i>Romina Palazzo</i>	44



Haben wir beim Gemüsekauf Tomaten auf den Augen?
S. 22



Hat Schwäbisch eine Zukunft?
S. 15



Was ist Erasmus+?
S. 52



BookTok: Romantisierung von Gewalt in Beziehungen?
S. 59



Als die Doc Martens noch in den Kinderschuh steckten
S. 19



Im Ausland studieren – nicht immer eine angenehme Erfahrung
S. 11

Unileben

Heimfahrt und Heimatgefühle <i>Hanna Neumann</i>	9
Spinattränen der Erinnerung <i>Alexandros Mantzaridis</i>	25
Wie können wir unsere Fernfreundschaften aufrechterhalten? <i>Ann-Sophie Becker</i>	42
Die EU zahlt meine Croissants <i>Lorenz Keppler</i>	52

Kultur

Der Dr. Martens Stiefel: Eine Modeikone mit viel Kultur <i>Michael Becht</i>	19
Lesen und lesen lassen? <i>Esma Hireche</i>	50
<i>It Ends With Us</i> : Zwischen Blumen und häuslicher Gewalt <i>Celine Glöckner & Sofie Stefanischin</i>	59

Gedichte und mehr

Kreuzworträtsel	18
Horoskop	31 & 34
Kunst von Justina Berns	32
Frischer Wind (Gedicht) <i>Silja Gajowski</i>	48
Kannst du noch bleiben? (Gedicht) <i>Fiona Kunz</i>	49
Impressum	62

Von Eldorado bis Queerbeauftragte*r: Die queere Geschichte Deutschlands

Februar ist Queer History Month, und damit ist jetzt die perfekte Möglichkeit sich in das Thema einzulesen. Eine kurze Einführung in die letzten 100 Jahre queerer Geschichte Deutschlands.

Von Miriam Mauthe

Der Queer History Month (oder auf Deutsch: Monat der queeren Geschichte) findet jedes Jahr im Februar statt (Kanada und die USA feiern ihn jedoch im Oktober). Im Gegensatz zum Pride Month im Juni, der an die Stonewall Riots 1969 und den Beginn der queeren Bewegung erinnert, geht es beim Queer History Month darum, an die Geschichte der queeren Community zu erinnern und sie sichtbar zu machen.

Weimarer Republik

Schon in der Weimarer Republik existierte der Paragraph 175 im Strafgesetzbuch. Dieser stellte Homosexualität bei Männern unter Strafe: Bis 1935 war einvernehmlicher Anal- oder Oralsex zwischen Männern eine Straftat. Allerdings musste der Akt nachgewiesen werden, um eine Verurteilung zu erwirken, was sich in der Realität als schwierig erwies. Dadurch war die Anzahl der verurteilten Personen unter diesem Paragraphen sehr gering.

1919 gründete der Arzt und Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld das »Institut für Sexualwissenschaften« in Berlin. Hier wurde zu Themen wie Geschlechtsidentität und Sexualität geforscht und veröffentlicht. Ende der zwanziger Jahre operierte das Hirschfeld Institut sogar Lili Elbe. Lili war eine lesbische Malerin aus Dänemark, die sich als eine der ersten Transpersonen einer geschlechtsangleichenden Operation unterzog. (Ihre Geschichte wurde im Film *The Danish Girl* auf die Leinwand gebracht.)

Auch 1919 kam Richard Oswalds Film *Anders als die Andern* auf die Leinwand. Dieser konnte als erster schwuler Film Homosexualität einem großen Publikum zeigen, aber erzählt vor allem die Tragödie eines Mannes, der mit seiner Sexualität erpresst wird. Zusätzlich gibt es in dem Film eine mitreißende Rede, in der für die Rechte sexueller Minderheiten plädiert wird. Allerdings lief der Film nur ein paar Mal auf der Leinwand. Dann verbot der Staat den Film und vernichtete die Kopien.

In den zwanziger Jahren herrschte außerdem eine lebendige Subkultur von Lesben und Schwulen in Berlin. Es gab queere Szenelokale wie das »Eldorado«, das international Aufmerksamkeit erlangte und zu einem Tourist*innenziel wurde. Zeitgleich fand aber auch eine Abgrenzung von queeren Personen gegenüber den Szenelokalen und -bars statt, da diese die Künstler*innen und Besucher*innen einem heterosexuellen Blick präsentierten.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten schlossen dann die Szenelokale, queere Menschen wurden unterdrückt, gefoltert, zwangssterilisiert und sogar ins KZ gebracht. Die komplette Infrastruktur der ersten deutschen Homosexuellenbewegung (Lokale, Vereine, Verlage, Zeitschriften) wurde aufgelöst, zerstört und verboten.

Homosexualität im Nationalsozialismus

In der Diktatur der NS-Zeit war das Leben stark eingeschränkt und bedrängt. Selbstorganisation und Selbstartikulation in Medien und Kunst waren



zerschlagen und es herrschte eine starke Sozialkontrolle, unterstützt von zahlreichen willigen Bürger*innen.

Paragraf 175 des Reichstrafgesetzbuches führte dazu, dass mehrere zehntausend schwuler Männer wegen »Unzucht« zu Gefängnis oder Zuchthaus verurteilt wurden und etwa 10 000 in Konzentrationslager verschleppt wurden. Im Gegensatz zur Weimarer Republik brauchte es jetzt keine Beweise mehr für eine Verurteilung. Einzig »schwule Absichten« reichten aus, um verurteilt oder ins KZ gebracht zu werden.

Weibliche Homosexualität war gesellschaftlich geächtet und widersprach dem »gesunden Volksempfinden«. Viele wurden aufgrund Paragraf 175 wegen Beihilfe verurteilt oder mit dem schwarzen Winkel als »Asoziale« gekennzeichnet. Allerdings bleiben viele Fragen zum Leben von Lesben im Nationalsozialismus offen, da Frauen aus dem öffentlichen Leben gedrängt und ideologisch auf die Mutterrolle festgelegt wurden.

1945 siegten die Alliierten über die Nationalsozialisten und befreiten die KZs. Allerdings ändert sich nicht alles: Einige queere KZ-Häftlinge wurden nach ihrer Befreiung aufgrund ihrer Sexualität gleich wieder in ein Gefängnis gesperrt. Die unter Paragraf 175 Verurteilten galten lange nicht als Opfer des Nationalsozialismus, sondern als Kriminelle und in den Augen der Gesellschaft oft zu Recht Verurteilte.

Geteiltes Deutschland

Der von den Nationalsozialisten verschärfte Paragraf 175 blieb in Westdeutschland bis 1969 in Kraft und es wurden weiter homosexuelle Männer verurteilt. In der DDR hingegen galt ab 1950 wieder die Version der Weimarer Republik: nur konkrete homosexuelle Handlungen waren nun strafbar. Zehn Jahre später wurde der Paragraf in der DDR komplett gestrichen. Allerdings wurde mit der Aufhebung des Paragra-

fen nicht alles plötzlich einfacher: Queere Menschen wurden weiterhin ausgeschlossen, unterdrückt und bespitzelt. An geschützten Orten bildeten sich deswegen Netzwerke, aus denen heraus sie sich organisieren und für Veränderungen kämpfen konnten.

Auch in Westdeutschland wurde sich organisiert und gekämpft: Ende der 1970er feierte die queere Community in Deutschland das erste Mal den Christopher Street Day und setzte damit auch politisch ein Zeichen gegen die Unterdrückung queerer Menschen.

München wurde in den 80er Jahren durch die Künstlerin Cosy Piero und ihre legendären Partys, bei denen alle Geschlechter und Sexualitäten willkommen waren, zum neuen Zentrum



queeren Lebens in Westdeutschland. Die 1980er waren eine Blütezeit queerer Pop- und Subkultur und es zog sogar internationale Stars nach München. Allerdings waren die Achtziger auch die Zeit, in der HIV ausbrach und in vielen schwulen Freundeskreisen einer nach dem anderen verstarb. Die Presse lenkte die Angst und Panik der Bevölkerung und schürte mit dramatischen Berichten Angst und Aufruhr vor Homosexuellen.

Heute

1994 wurde Paragraf 175 endgültig gestrichen. 2002 wurden alle Verurteilungen vor 1945 aufgrund Paragraf 175 aufgehoben. 2017 wurden dann auch alle nach 1945 ausgesprochenen Urteile auf

Basis des Paragrafen 175 aufgehoben. Wissenschaftler*innen arbeiten vermehrt an queeren Themen und Theorien. 2001 wurde die eingetragene Lebenspartnerschaft durchgesetzt und 2017 wurde die Ehe für alle geöffnet. Seit 2022 gibt es in der Bundesregierung die Stelle des Queer-Beauftragten, der sich mit der Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt beschäftigt.

Trotzdem bleibt das Verhältnis der deutschen Gesellschaft zur queeren Community ambivalent: Auf der einen Seite ist Popkultur, von Mode bis Musik, vermehrt queer, aber zeitgleich müssen manche Menschen um ihre Karriere fürchten, wenn sie sich outen. Es gibt queere Serien und queere Partys aber auf der anderen Seite sind in Tübingen durch die Haushalts-einsparungen Stellen in der Trans*/Queerberatung in Gefahr. Und im Pride Month prangen zwar überall Pride Flags, aber die queere Geschichte im Nationalsozialismus ist immer noch nicht aufgearbeitet.

Die Geschichte der queeren Community ist nicht die Einfachste. Aber das Sichtbarmachen zeigt, dass unsere Gesellschaft schon immer vielfältiger und bunter war, als sie in

den meisten Büchern steht. Der Kampf für gleiche Rechte für LGBTQIA+ ist noch nicht vorbei, aber wenn wir allen um uns herum mit Offenheit und Respekt begegnen, können wir alle den Weg ein bisschen ebnen.

Anmerkung: Natürlich reicht die Geschichte von nicht heteronormativen Menschen weiter zurück als die letzten 100 Jahre. Allerdings würde eine umfassendere Betrachtung den Rahmen dieses Artikels sprengen.



Miriam Mauthe (28): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, eine Katze in einem Wohnprojekt zu sein.



UNILEBEN

Heimfahrt und Heimatgefühle

Zwischen Tübingen und Mannheim liegt für mich mehr als eine Zugstrecke: Seit meinem Auszug sind nicht nur drei Jahre vergangen, auch die Beziehung zu meinen Eltern hat sich verändert. Eine Kolumne über Augenhöhe und eine neue Art von Zuhause.

Von Hanna Neumann

RE 56 heute auf Gleis 7 statt auf Gleis 10! Mal wieder sitze ich am Stuttgarter Hauptbahnhof, heute an Gleis 9. Worauf ich warte? Auf den ICE 910, der soll mich heute Abend noch nach Mannheim bringen. Nach Hause. Dieses Wochenende steht der Geburtstag meiner Mutter an und ich reise die zwei Stunden dreißig aus Tübingen an. Dieses Prozedere vollführe ich jetzt schon seit drei Jahren: Kurze Besuche, Geburtstage, Treffen mit Verwandten. Manchmal an Gleis 10, manchmal im Vollsprint und manchmal mit Wartezeiten. Die Strecke hat sich in diesen Jahren noch nie verändert. Aber was sich

geändert hat ist das Gefühl, mit dem ich auf diese Tage daheim blicke. Spezifischer: die Gefühle, die ich empfinde, wenn ich über meine Eltern und unsere Beziehung nachdenke.

Der Umzug nach Tübingen stand schon lange für mich fest: Es war klar, dass es für mich nach dem Abitur nicht in Frage kommt, in meiner Heimatstadt zu bleiben. Ich wollte mich selbst entdecken, meine Horizonte erweitern und endlich rauskommen. Raus aus meinem bekannten Umfeld. Und zum Glück habe ich genau das mit meinem Umzug gefunden. Tübingen hat für mich das ultimative Freiheitsgefühl vermittelt – ich

konnte meine Eltern und alles Bekannte hinter mir lassen. So haben sich auch die ersten Fahrten zurück nach Mannheim immer nach Einengung angefühlt, irgendwie beklemmend. Nach alten Mustern, meinem altem Zimmer, einfach nicht nach dem neuen Ich. Plötzlich war ich gefangen zwischen meinem selbstständigen Leben in der WG und den 17 Jahren Zusammenleben mit meinen Eltern. Diese bekannten Abläufe, in die ich automatisch wieder ver falle, wenn ich mich zuhause befinde. Und damit habe ich mich gar nicht wohlgefühlt. »Ich bin doch jetzt erwachsen, ich weiß wie alles funktioniert«, dachte ich.

Meine Eltern konnten mir nichts mehr vormachen, so war zumindest mein Empfinden. Nun, so haben meine Gegenüber das, glaube ich, nicht wahrgenommen. Für sie war ich zu diesem Zeitpunkt immer noch unwissend. Fragen, wie denn mein Leben jetzt aussieht, wie mein Tagesablauf ist, ob ich schon neue Menschen kennengelernt habe – für meine Eltern die Absicherung, dass es mir gut geht und für mich manchmal das Gefühl, dass man mir dieses »Selbstständig sein« doch noch nicht so ganz zutraut.

Mit der Zeit hat sich dieses Gefühl, alles rechtfertigen zu müssen, bei mir verflüchtigt. Ich denke, meine Eltern und ich, wir sind alle in unsere Rollen hineingewachsen. Jetzt bin ich die Tochter, die in der Universitätsstadt wohnt: Nicht unbedingt weit weg, aber doch nicht so nah, dass ein kurzer, spontaner Besuch in Frage käme. Dementsprechend finden die Updates über Video-Anrufe, WhatsApp-Nachrichten und Bilder statt – meine Eltern kennen die Namen meiner Freund*innen, und wenn mal wieder eine Klausur ansteht, werden Viel-Erfolg-Wünsche versendet. Ich rufe an, wenn ich in der Klausurenphase wieder ausgelaugt am Schreibtisch sitze oder wenn ich nicht weiß, welche Medikamente ich bei meiner Er-

kältung nehmen sollte. Hilfe steht mir in Form von Motivationsreden, Ratschlägen und lieben Worten zur Verfügung – diese Art von Zuneigung benötige ich also trotz meiner Eigenständigkeit.

An irgendeinem Punkt in diesen letzten drei Jahren hat sich aber dennoch etwas Größeres zwischen meinen Eltern und mir verändert. Wenn ich nach Rat suche, fühlt es sich nicht mehr so an, als würde ich ihnen als Tochter Fragen stellen. Es ist mehr so, als würde ich ältere Freund*innen nach ihrer Meinung fragen, denn die Antworten fallen irgendwie direkter und ehrlicher aus. Genauso ist meine Kommunikation offener geworden. Bei meinen Besuchen drehen sich unsere Gespräche nicht mehr nur um Uni und mein Leben in Tübingen – sondern auch darum, wie es meinen Eltern geht, was sie beschäftigt und welche Hürden sie zu bewältigen haben. Es werden Informationen mit mir geteilt, welche bis zu meinem Auszug kein Thema am Esstisch oder bei Spaziergängen waren. Ich empfinde eine Art Gleichstellung in der Beziehung zu meinen Eltern und das gibt mir langsam das Gefühl, wirklich erwachsen zu sein.

Vor allem in den letzten Monaten hat sich diese Dynamik immer weiter vertieft. Meine Eltern und ich gehen gemeinsam abends auf Techno-Partys. Sie

teilen ihre Ängste und Wünsche mit mir. Ziemlich ungefiltert, so dass ich an manchen Punkten überfordert bin und nicht weiß, wie ich mit diesen Situationen umgehen soll – ich bin doch noch ein Kind, oder? Trotzdem möchte ich diese Art der Kommunikation in keinem Fall gegen die Kommunikation von vor drei Jahren tauschen. Denn wenn ich jetzt nach Hause fahre und in meinem alten Zimmer übernachtete, empfinde ich keine Einengung. Es ist mehr so, dass ich dort am besten zur Ruhe kommen und nachdenken kann. Ich genieße die Momente, in denen ich noch Kind sein kann, genauso wie die Momente, in denen ich eine gleichgestellte Gesprächspartnerin bin.

Denn schlussendlich bin ich auch nach diesen drei Jahren immer noch genau das: die Tochter, die in der nicht sehr entfernten und nicht sehr nahen Studierendenstadt lebt. Die, die sich immer noch beraten lässt in Medikamentenfragen und sich jedes Unisemester mit Arbeit überlädt. Manche Dinge ändern sich eben nicht – so wie meine Reisestrecke, wenn ich nach Hause fahre.



Hanna Neumann (21): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, eine Pflanze an einem sonnigen Standort zu sein.



Es gibt meist einen besonderen Grund für die Besuche zuhause, zum Beispiel Geburtstage von Verwandten.

INTERNATIONAL

The Silent Worry – facing the unexpected when you're overseas

The excitement of studying abroad often fades when the changes happening back home become harder to ignore. It's not just about adjusting to a new place, but about dealing with a new reality—one that's thousands of miles away and beyond reach—while trying to stay grounded in a life that feels increasingly distant. *By Lauren Student*

The word "Premium" has the almost magical ability to turn everything more luxurious. And I have to admit, it felt amazing to pick the premium option for my travel insurance for my year abroad—envisioning it to be the biggest adventure of my life. Skimming over many of the benefits, some of them really convinced me. I mean, who wouldn't want to have accident insurance with no deductible, a lost-key liability policy with no limit, and a "we-cover-all-costs-should-you-be-deported-for-any-reason" policy for just a few extra euros?

The coverage for travel expenses in the case of an accident involving a close family member also seemed like a great bonus. "You never know," I thought. At that point, it hadn't even crossed my mind that this clause would apply in the case of death—and that I would need it. And I would make use of it twice.

My adventure started in a chaotic but perfect way; I was in a new country, 10 000 kilometres away from everything known to me, which in no time I started to call my home, while also surrounded by new people, and we were all in the same boat. No one knew the ropes here, so we helped each other out, and friendships formed in a flash. Just as we were really settling in, the first reading week came up, which gave us internationals the absolutely best excuse to not read

and prepare for exams in the week before midterms, like we were technically supposed to, but travel abroad to the neighbouring countries.

So, with weekends to help us, we embarked on a 10 day trip and carelessly explored Japan. Unexpectedly, things took a turn on the Friday before we were set to leave our adventures and head back to face the exams. We were sitting in a Starbucks, waiting for our train, when my phone lit up with a message: "Grandpa passed away this morning. Don't let it ruin your holiday."

And suddenly, after weeks in the blissful bubble of my international student life, I was thrown back to reality. I was flooded with emotional chaos. How could I just not let it ruin anything? How is that even possible? Why was this news delivered to me so impersonally? A thousand "why's" erupted in me.

The next few days passed in complete tunnel vision. Somewhere in the middle of nowhere, I sat in a café, writing emails to all of my professors. I contacted the international office, academic advisors, both universities' administrations, the warden of my dorm who had to approve any extended absences, and anyone else who came to mind or was brainstormed over breakfast—they were all added to the CC. And while condolences flooded my inbox, I had to go back to my dorm

room. There were hardly any other thoughts in my mind except returning to my room, the home I made for myself.

Four days later, I finally made it out of the cave that the dorm has become to me for half a week. It took a lot of phone calls to figure out how to gather a family that at that moment was scattered across the globe, so that we could figure out when the funeral could and should take place. Suitcases were finally ready to be packed.

When I was eleven, I remember reading in a gossip magazine in a doctor's waiting room that Duchess Kate always travels with a black outfit in case she needs to attend a funeral. So, I had taken my "funeral dress" with me for my semester abroad. But while I initially had packed it for the possibility of a funeral, I never expected that death would strike my own family.

My tunnel vision had faded in a split second when the flight confirmation popped up on my screen. And my tears began to flow. They didn't stop for the next two days, and I didn't leave my room until it was time for the flight. Just before leaving, I threw the funeral dress and the warmest clothes I could find—a wardrobe curated for the Southeast Asian climate that now had to protect me from the cold Polish winter—into my suitcase and set off.

The next two weeks passed in a blur. I don't know where they went, but in my memory, I was just back in my home. I missed the midterms and fell behind in all of my courses. In the upcoming weeks until Christmas, I did my best to catch up, and somehow, I managed. After a quiet Christmas and an exciting New Year in a city as unique as Hong Kong, I finally had my first real vacation.

Most of my friend group had already gone home; their exchange was over. A new friend stayed, and we went on a trip together.

And once again, it was the last Friday before the return home. This time, not a Starbucks, but a hostel room. This time, not a message, but a phone call. "It's about grandpa ..."

This time my world shattered immediately. Three days before heading home from a trip that was supposed to be a nice adventure, and it happened once again. It felt like a sick and twisted joke of fate. The second time within nine weeks.

I had to gather all of the strength that I had left in me to push through. Go back to the dorm room, pick up the same funeral dress, pack the same suitcase, head on the same flight and pause my adventure. Again.

Even though I knew who to contact, who I should add to the CC, and what (I thought) needed to be done, the situation felt entirely different this time. I am grateful for all the compassion I received during this time. But the sympathy quickly turned into pity when all I wanted was a guide on what needed to be done, and whose signature was required. All the messages ended with "take your time," never with "take my help." But time had stopped for me, and I had enough of it. I didn't need any more time, but someone I could turn to.

In the end, the International Office in Tübingen was an immense help. And I have to acknowledge my privilege in being able to return home, as I am aware that this is a luxury not everyone has.

But I want to take this opportunity to encourage you: No matter whether your personal worst-case scenario comes true or whether it's a seemingly irrational fear lurking inside you, each of these feelings is valid. Not every story has a happy end, but in the end, with a lot of time and patience you will make it to "happy" again. It may be hard to accept the pain, and it's completely okay to feel overwhelmed by worry.

Give yourself the time you need to grieve, to feel, and then to rise again. This journey is not a race, but a path that you can walk at your own pace. There will always be a new morning, and often, it is precisely that morning that gives you the courage to keep going.

Crisis resources on next page



Lauren Student (23): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, auf dem Land Selbstversorger zu sein.



Talking to others or seeking counseling can help you process emotions and find support. Reach out—taking the first step can make all the difference.

Bedrotting, a "self care trend" popularized in social media by Gen Z (spending time with passive activities in bed), can be a first sign of depression.



For everyone seeking help in various degrees of urgency (highest to lowest):

Telefonseelsorge / Crisis helpline

(www.telefonseelsorge.de)

In the event of an acute emergency or a serious psychological crisis, such as suicidal thoughts or risk, please contact emergency services immediately by dialing 112. In Tübingen, you can reach the Clinic for Psychiatry and Psychotherapy at +49 7071 29-82311. In Stuttgart-Hohenheim, please contact Furtbach Hospital at +49 711 64650, or the Clinical Centre Stuttgart - Hospital Bad Cannstatt at +49 711 278278.

For confidential and free telephone counseling, available 24/7, please call one of the following helplines: 0800/111 0 111, 0800/111 0 222, or 116 123.

Chat or e-mail counselling also available.



General psychiatry and psychotherapy with outpatient clinic

You can present yourself at the gate at any time and without referral or call in and speak to the doctor on duty at Calwer Straße 14, 72076 Tübingen



Psychotherapeutic counselling for Students by Studierendenwerk

Many students face personal or academic crises that can be hard to overcome alone. In these cases, the psychotherapeutic counselling centre can help you address issues, prevent problems from worsening, and offer prompt support, all with strict confidentiality.



Mental Health First Aiders (University of Tübingen)

„Our first responders are available to provide guidance in acute psychological crises and will refer you to the appropriate contact point if necessary.“ First aid available in German, English and Italian.



ANZEIGE

LUST AUF ARCHIV?

Wir suchen euch für ein
Archivpraktikum
Kulturpraktikum
Forschungspraktikum (M.A.)



Eure Aufgaben

- schriftliches Kulturgut für die Nachwelt erhalten
- ihr generiert digitale Kultur- und Bildungsinhalte
- Einblicke in die Kulturarbeit des Landkreises Reutlingen

Wir bieten

- ein tolles Team
- anspruchsvolle Aufgaben
- wir schauen worauf ihr **Lust** habt
- gemeinsame Themenfindung für Abschlussarbeiten und Betreuung
- Einblicke in die Arbeit in einem kommunalen Archiv

Für Studierende der Geschichte, Kulturwissenschaften & Digital Humanities

- flexibel semesterbegleitend oder als Block
- Praktikumsvergütung: 300,- Euro
- vergütete Recherchephase mit Publikationsprämie

Rückfragen: Dr. Birn +49 7121 480 -1314
Bewerbung: kreisarchiv@kreis-reutlingen.de

Schwäbisch: eine bedrohte Sprache?

Wer in Tübingen studiert und Schwäbisch spricht, stößt selten auf Gleichgesinnte – zumindest nicht in derselben Altersklasse. Im Heimatdorf wird der Dialekt jedoch viel öfter verwendet. Heißt das, dass es in Zukunft keine Dialekte mehr geben wird? *Von Max Maucher*

Wenn Austauschstudierende nach Tübingen kommen, bleibt ihnen in ihren Kursen eine ordentliche Portion schwäbischer Kultur nicht erspart. Wer hier studieren will, muss wissen, was Spätzle mit Soß sind, dass die Brezel und der Daimler aus Baden-Württemberg kommen und dass man hier einen für Deutschlernende kaum verständlichen Dialekt spricht. Während die Brezel an jeder Ecke zu haben ist, stellt sich der Dialekt allerdings als Phantom heraus: DaF-Lehrkräfte und Tutor*innen im Deutschkurs erzählen gerne davon, jedoch scheint der Einzige, der in Tübingen Schwäbisch spricht, der Hausmeister im Wohnheim zu sein. Im Kreis der Studierenden ist der Dialekt allerdings merklich abwesend und wird – wenn überhaupt – zu satirischen Zwecken aus dem Repertoire geholt.

Als provinziell, altbacken, vielleicht sogar hinterwäldlerisch möchte niemand gelten, jedoch sind das die Assoziationen, die der Dialekt bei Manchen weckt. Ebenso herrscht der weitverbreitete Glaube, Dialekt könnte schlichtweg falsch sein, im Gegensatz zum korrekten Hochdeutsch. Die Frage, ob Dialekt also eine Zukunft hat, ist schwer zu beantworten. Versuchen wollen wir es trotzdem.

Fangen wir aber von vorne an. Weshalb gibt es überhaupt Dialekte? Um diese Frage zu beantworten, bedarf es eines Exkurses in die Geschichte der deutschen Sprache. Wie die meisten Sprachen zwischen Europa und Indien stammt auch Deutsch vom Proto-Indoeuropäischen (PIE) ab. Diese rekonstruierte Sprache wurde vor 6500 bis 4500 Jahren vermutlich in der Region gesprochen, in der heute Zentralasien und die Ukraine liegen. Schon vor mehreren tausend Jahren bildeten sich jedoch verschiedene Sprachen aus dem PIE heraus, darunter Urgermanisch. Eine einheitliche Sprache war dieses Urgermanisch jedoch nicht: Vielmehr war es eine Sprachgruppe, die die eng verwandten

Sprachen zahlreicher Stämme in Mitteleuropa umfasste, darunter zum Beispiel Gotisch. Durch den Einfluss der Römer wurden sie um Begriffe aus dem Lateinischen bereichert (so stammt das Wort »Tisch« überraschenderweise vom Lateinischen Wort *discus* ab, was Scheibe oder Platte bedeutet). Um das Jahr 600 n. Chr. breitet sich das Christentum aus und die germanische Völkerwanderung ist in vollem Gange. Zum ersten Mal taucht das Wort *diutisc* auf. Es leitet sich ab vom germanischen Wort für Volk, *diut*, und bedeutet »zum Volk gehörend«. Die Sprache des Volkes war also geboren: Deutsch. Genauer gesagt: Althochdeutsch.

Als die Stammesverbände nach der Völkerwanderung sesshaft wurden, kam es im 5. und 6. Jahrhundert zur ersten für uns interessanten Lautverschiebung: Man kann sie als die Geburtsstunde der Dialekte bezeichnen. Als Lautverschiebung bezeichnet man eine kleine Veränderung in der Aussprache, die sich in einer Region durchsetzt. Lautverschiebungen sind einer der Hauptgründe, warum wir heute nicht sprechen wie vor 2000 Jahren. Sie sind der Treiber der Veränderung von Sprachen. Ausgelöst werden sie oft durch Kontakt zu anderen Sprachen in räumlicher Nähe.

Die Lautverschiebung trennte Norddeutschland vom Rest des Landes. Im Süden wurde *p* zu *pf*, *t* zu *ts/ss* und *k* zu *ch/kch*. Daran liegt es, dass wir auf Deutsch »Wasser« und »Apfel« sagen, während es auf Englisch *water* und *apple* heißt, denn in England ist die Lautverschiebung nicht angekommen. Aus demselben Grund sagt man in Berlin *ick* anstatt »ich« und der Apfel heißt auf Plattdeutsch *Appel*. Die Schriftsprache entwickelte sich zunächst in Süddeutschland, weshalb die verschobenen Laute heute in der Schriftsprache zu finden sind, während man *ick* und *Appel* eher nicht schreiben würde.

Zu Beginn des zweiten Jahrtausends n. Chr. entwickelte sich das Mittelhochdeutsche aus dem Alt-

hochdeutschen und die deutsche Sprache wurde nach und nach vereinheitlicht. Hier finden wir jedoch die Keimzelle unserer Dialekte. In Wirklichkeit ist die Geschichte der deutschen Sprache nämlich nicht eine Geschichte, sondern mindestens zwei: die der Schriftsprache und die der gesprochenen Sprachen, auch genannt Dialekte.

Lesbarkeit als Verkaufsargument

Der erste Schritt zur Vereinheitlichung der Schriftsprache bestand in Martin Luthers Übersetzung der Bibel, bei der er darauf achtete, ein Deutsch zu verwenden, das möglichst von jedem verstanden würde: In der Lutherbibel liegt gewissermaßen der Beginn der standarddeutschen Schriftsprache.

Die Bedeutung der Schriftsprache nahm mit der Erfindung des Buchdrucks durch Johannes Gutenberg im Jahr 1446 stark zu und verbreitete sich auch dadurch stark, dass Druckereien ihre Produkte in einer einheitlichen Schriftsprache anboten, damit sie an möglichst viele Menschen verkauft werden konnten. In seinem *Kleinen Sprachatlas von Baden-Württemberg* bezeichnet der Tübinger Sprachwissenschaftler Hubert Klausmann dieses Standarddeutsch als eine »überregionale Kompromiss-Schreibform«, welche nicht zum Sprechen konzipiert war, sondern einzig dazu, Druckprodukte einer größeren Masse zugänglich zu machen.

Von nun an entwickelte sich die Schriftsprache parallel zur gesprochenen Sprache, die Dialekte fuhrten also auf einer Art Nebengleis. Bis zum 18. Jahrhundert formte sich nun eine vollends einheitliche Schriftsprache. Im Jahr 1880 gab Konrad Duden das *Vollständige orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache* heraus, um dem neun Jahre zuvor gegründeten Deutschen Reich eine einheitliche Schriftsprache zu beschreiben. Bis zur Rechtschreibreform 1996 galten die in diesem Werk festgehaltenen Regeln unverändert.

Bis hierhin wurde es so dargestellt, als sei Hochdeutsch nur zum Schreiben da, während Menschen grundsätzlich Dialekt sprechen. Das ist jedoch bekanntlich nicht der Fall.

Ist Schwäbisch unsterblich?

Heute wird oft davon ausgegangen, dass Dialekte sich auf dem absteigenden Ast befinden, während sich Hochdeutsch auch in gesprochener Form durchsetzt. Fakt ist jedoch, dass Schwäbisch, wie die meisten Dialekte, auf dem Land nach wie vor eine große Bedeutung besitzt. Viele von euch sprechen vielleicht daheim Dialekt, in Tübingen jedoch nicht. Dass damit eine weniger schwäbisch-sprechende Generation aufwächst, ist möglich. Dass Hochdeutsch an Einfluss auf die gesprochene Sprache zunimmt, ist nicht von der Hand zu weisen, und hat verschiedene Gründe.

Zunächst einmal: Dialekt ist nicht gleich Dialekt. Nicht nur gibt es in Baden-Württemberg eine Vielzahl von Dialekten von Schwäbisch über Badisch bis Fränkisch, auch innerhalb dieser Dialekte gibt es jeweils eine nahezu grenzenlose Vielfalt. Wenn ihr Schwäbisch versteht, und das Wort »nicht« für euch *net* ausgesprochen wird, kommt ihr vermutlich aus Stuttgart oder der Nordhälfte des Bundeslandes. Wenn es für euch *id* oder *idda* heißt, vermutlich von irgendwo auf oder südlich der Schwäbischen Alb. Das liegt daran, dass Lautwandel regelmäßig und auch in kleinerem Rahmen auftreten. Um noch ein Beispiel zu nennen: Das Wort »Feuer« kann in Schwaben als *Fuir* ausgesprochen werden, in Stuttgart auch als *Fäir*, in Südbaden als *Fiir*, im Norden des Landes als *Fair*, und im Süden, in der Grenzregion zur Schweiz, sogar als *Füür*.

Klausmann ordnet Dialekt in fünf Stufen: Ortsdialekt, Regionalsprache (z.B. Südschwäbisch, Zentralschwäbisch, usw.), großräumige Umgangssprache (generelles »Hochschwäbisch«), regionale Standardsprache (Süddeutsch generell) bis hin zur neutralen Standardsprache (Hochdeutsch). Dieses Stufenmodell ist laut Klausmann nur im süddeutschen Sprachraum anwendbar. Dialekt ist hier also besonders lebendig und vielfältig. Die Grafik in der Mitte zeigt die Dialektstufen anhand des Beispielsatzes »Ich habe« auf Schwäbisch. Um zu beurteilen, ob Dialekt eine Zukunft hat, ist diese Abstufung unverzichtbar.

Wer jetzt glaubt, in Tübingen nur Hochdeutsch zu sprechen, der irrt vielleicht. Die Visualisierung zeigt nämlich, dass Dialekt vielseitig ist und nicht nur aus eigentümlichen Bezeichnungen für Gegenstände besteht. Zum Schwäbischen gehört nicht nur, dass Erdbeeren *Breschling* und Kartoffeln *Herdepfel*, *Grumbiira* oder *Bodabii-ra* heißen (was unter Studierenden wohl kaum jemand sagt). Dazu gehören auch sprachliche Gewohnheiten wie das Ersetzen des Genitivs durch den Dativ (z.B. *der Hannah ihre Tasche* anstatt »die Tasche von Hannah«), die Verwendung von Artikeln vor Vornamen (z.B. *Ich treffe den Marc* anstatt »Ich treffe Marc«) oder die Nennung der Uhrzeit als z.B. *Viertel zehn* anstatt »Viertel nach neun«. Auch gehen wir in Baden-Württemberg oft nicht »nach Hause«, sondern *heim*, wir müssen nicht »zum Zug«, sondern *auf den Zug*. Wir fragen nicht, ob man etwas kurz »halten« kann, sondern ob man es *heben* kann und äußern Vermutungen mit dem Wort »Es ist glaub so«, während man außerhalb unseres Bundeslandes eher »Es ist glaub ich so« sagt. Diese Beispiele zeigen, dass Dialekt oft auf einer Mikroebene existiert.

Laut Hubert Klausmann besteht nun der Trend nicht darin, dass Dialekt stirbt, sondern dass er sich allmählich in der Stufe der großräumigen Umgangssprache anordnet. Dieser Trend ist zum einen darauf zurückzuführen, dass Schriftsprache generell an Bedeutung gewinnt. Wir lesen und schreiben heute mehr als früher, vor allem natürlich im Internet. Wir schreiben Nachrichten auf WhatsApp selten im Dialekt, da die Lesbarkeit darunter stark leiden würde.

Ein weiterer Grund ist jedoch die Wahrnehmung von Dialekten als falsch, während Hochdeutsch als richtig verstanden wird. Diese Behauptung ist jedoch kaum haltbar. Hubert Klausmann schreibt dazu: »Wenn unsere Dialekte die natürliche Fortsetzung der Alt- und Mittelhochdeutschen Sprache sind, so kann man sie nicht als »falsches Hochdeutsch« [...] bezeichnen.« Dennoch sorgen verschiedene sogenannte sprachliche Ideologien dafür, dass der Dialekt in seiner Richtigkeit verunglimpft wird. Zu diesen Ideologien gehört laut Klausmann der »Standardismus«, unter dem man laut Klausmann die Ansicht versteht, dass »die Standardsprache eine besondere Bedeutung hat und anderen Varietäten vorzuziehen ist«. Dazu trägt auch das Fernsehen bei, das ja zum allergrößten Teil auf Hochdeutsch gesendet wird, wenn man nicht gerade zur richtigen Zeit die dritten Programme schaut. Ebenso gibt es den »Homogenismus«, also die Ansicht, dass Kommunikation mit Menschen aus anderen Regionen durch Dialekt gestört werde. Diese Theorie ist jedoch auch dadurch nicht haltbar, dass Menschen von Natur aus zu einer höheren Stufe im Dialektmodell greifen, wenn sie mit Menschen aus anderen Regionen sprechen. Weniger Dialekt spricht man dadurch nicht, nur eben einen weniger hyperlokalen Dialekt.

Ein Blick in den Süden

Dass Dialekte in der Zeit der Globalisierung schwächer werden, ist womöglich nicht aufzuhalten. Daher ist es interessant zu betrachten, welchen Stand Dialekte in anderen Sprachen haben, denn Dialekte gibt es in jeder Sprache, wenn man von Kunstsprachen wie Esperanto oder Klingonisch absieht. Einen etwas anderen Umgang mit Dialekten finden wir in Italien. Das kann man teilweise damit erklären, dass die italienische Sprache eine andere Evolution hat als die deutsche.

Italien ist ein Land mit einer enormen sprachlichen Vielfalt. Die Sprachen der Halbinsel im Mittelmeer stammen maßgeblich vom Vulgärlatein ab, jener Version der lateinischen Sprache, die ab dem Mittelalter gesprochen wurde. In ganz Italien bildeten sich verschiedene Sprachen, die zum Teil stark voneinander abweichen. So können zwei Personen aus Turin und Sizilien kaum miteinander kommunizieren, wenn sie in ihren jeweiligen lokalen Dialekten sprechen.

Ebenso wie bei uns ist die »Hochsprache« in Italien das Ergebnis einer Vereinheitlichung der Schriftsprache. Was wir heute als Italienisch kennen, ist in Wirklichkeit ein künstliches Konstrukt, das aus dem florentinischen Dialekt entstanden ist. Florenz genießt seit Jahrhunderten unter Intellektuellen, in den Wissenschaften und der Kunst besonderes Ansehen, weshalb der Dialekt der Stadt als Standard für die Schriftsprache gewählt wurde. Bis zum späten 19. Jahrhundert blieb das Italienische auch dem Geschriebenen vorbehalten, auch daher, dass 1861, bei der Ausrufung des italienischen Königreichs, 75 Prozent der Menschen in Italien Analphabeten waren. Es dauerte bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, bis die italienische Sprache als allgemeine Nationalsprache anerkannt wurde.

Durch diese verspätete Vereinheitlichung ist Italien bis heute ein Flickenteppich aus teilweise enorm unterschiedlichen Dialekten. Einige davon haben sogar den Status als eigene Sprache, da die Gemeinsamkeiten mit dem Italienischen zu gering sind. Darunter sind Franko-Provenzalisch, welches

Der Dialekt ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Ob Dialekt nun lustig klingt oder nicht, die meisten Menschen, die Dialekt sprechen, mögen ihren Dialekt und sprechen ihn gerne. Selbst Goethe, das Aushängeschild der deutschen Sprache, meinte, der Dialekt sei das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpfe. Dialekt gibt der Sprache eine andere Ebene, lässt das Gesagte nachdrücklicher und mehr von Herzen klingen – deshalb flucht es sich auch besser auf Schwäbisch als auf Hochdeutsch. Probiert es einfach mal aus!



Max Maucher (24): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, ein kleines Kino zu besitzen.

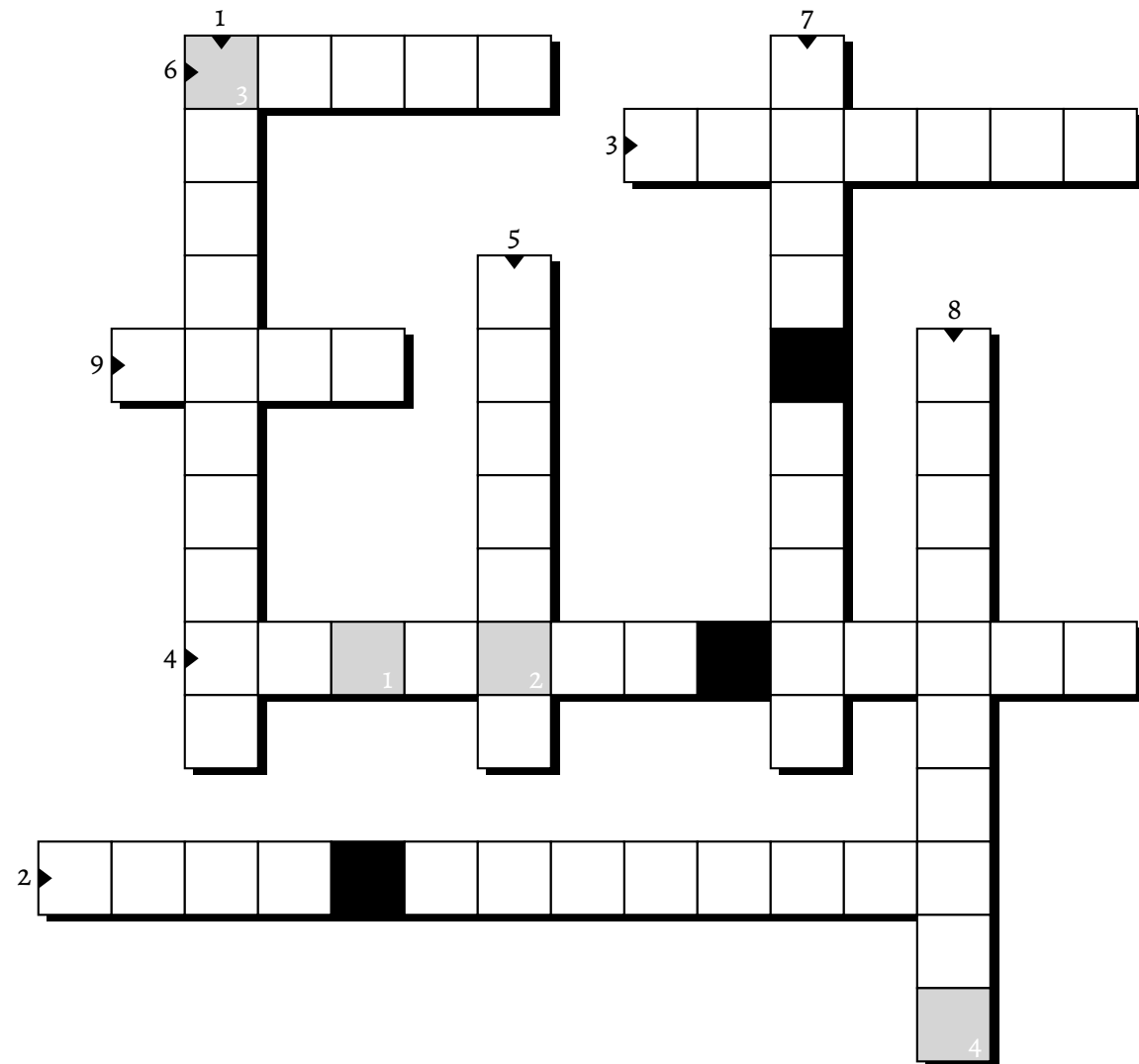


die mit dem Französischen verwandt sind, und Furlanisch, welches im Nordosten gesprochen wird und ein bisschen wie eine Mischung aus Italienisch, Deutsch und Slowenisch klingt. Dialekte sind in Italien heute immer noch weit verbreitet; in einer Umfrage im Jahr 2017 gaben 46,3 Prozent der Befragten an, nur Dialekt oder teilweise Dialekt zu sprechen. Dies spiegelt sich auch in Film und Fernsehen wider. Während Filme und Serien hierzulande fast ausnahmslos auf Hochdeutsch gehalten sind (abgesehen von Heimatfilmen und ähnlichen Programmen), sind in Italien selbst Mainstream-Filme oft im lokalen Dialekt. Am häufigsten zu hören ist hier der römische Dialekt. Filme spielen oft in der Hauptstadt, daher ist es logisch, dass der Film auch im Dialekt der Stadt gedreht wird. Auch Neapolitanisch ist häufig zu finden, so zum Beispiel in der Netflix-Serie Gomorra, die die brutale Geschichte der Camorra-Mafia in Neapel erzählt. Der Dialekt ist hier ein zentrales Stilelement: Ohne ihn würde die Serie ihre Glaubwürdigkeit verlieren. In deutschen Filmen und Serien hingegen ist Dialekt oftmals für Nebencharaktere reserviert, welche lustig oder exzentrisch klingen sollen.

Ob Dialekt nun lustig klingt oder nicht, die meisten Menschen, die Dialekt sprechen, mögen ihren Dialekt und sprechen ihn gerne. Selbst Goethe, das Aushängeschild der deutschen Sprache, meinte, der Dialekt sei das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpfe. Dialekt gibt der Sprache eine andere Ebene, lässt das Gesagte nachdrücklicher und mehr von Herzen klingen – deshalb flucht es sich auch besser auf Schwäbisch als auf Hochdeutsch. Probiert es einfach mal aus!



Kreuzworträtsel



- | | |
|--|-----------------------------------|
| 1. Süddeutscher Dialekt | 5. Europäisches Austauschprogramm |
| 2. Beziehung über weite Entfernung hinweg | 6. Nachtclub und Café in Tübingen |
| 3. Online-Community für Leser*innen | 7. Akrobatischer Tanzstil |
| 4. Konflikt durch unterschiedliche kulturelle Normen | 8. Gefühl des Alleinseins |
| | 9. Mittelalterliche Erzählung |

Lösung auf Seite 21

KULTUR

Der Dr. Martens-Stiefel: eine Mode-Ikone mit viel Kultur

Auf dem Weg durch die Tübinger Straßen ist es unmöglich, dass einem der Doc Martens Stiefel nicht ins Auge springt. Überall kann man ihn sehen. Im Jahr 2023 wuchs der Umsatz der britischen Marke erstmals auf eine Milliarde Pfund – mit steigender Tendenz. Auf seiner Website schreibt der Konzern über sich selbst: „A History of Rebellious Self-Expression“. Doch das war nicht immer so! *Von Michael Becht*

München, 1945, in der Nachkriegszeit. Aufgrund einer Verletzung am Fuß, die er sich bei einem Skiunfall zugezogen hatte, benötigte Dr. Klaus Märtens eine Schuhalternative. Sie sollte gemütlicher als der bisherige Armeestiefel sein, aber genauso robust, um sich für härtere Arbeiten zu eignen. Zusammen mit seinem ehemaligen Studienkollegen Herbert Funck kreierte er diesen neuen Schuh. So kamen sie auf die Idee, in eine Kautschuk-Sohle Luftkammern einzubauen, die als Stoßdämpfer fungierten.

Dadurch wurde die Sohle weicher und elastischer. Das Gummi und das Leder soll er von der ausgeschiedenen Wehrmacht geplündert haben. Der Prototyp des »Docs« war geboren.

1947 fing Märtens an, den Schuh in größerem Stil zu produzieren. Bereits in den frühen Fünfzigerjahren eröffneten die beiden Unternehmer eine Fabrik in München. Ende der 50er beschlossen die Partner, den Schuh in ausländischen Magazinen zu bewerben. Dadurch wurde Bill Griggs, britischer Schuhhersteller in dritter Generation, auf die deut-

sche Innovation aufmerksam. Noch im selben Jahr kaufte der Unternehmer das Patentrecht. Durch kleine Veränderungen bekam der Schuh nun eine etwas bauchigere Form, gelbe Nähte, höhere Hacken und ein anderes Sohlenprofil. Hinzu kam eine Schlaufe mit dem gelben Schriftzug »Airwair« und aus »Märtens« wurde »Martens« – der achtlöchrige 1460 Dr. Martens Stiefel war geboren. Für etwa zwei Pfund (heute circa 20 Euro) war der robuste und bequeme Schuh schnell bei der englischen Arbeiterklasse beliebt. Besonders großen An-



Vorige Seite:
Die cherryrote Variante war vor allem unter der Skinheadbewegung beliebt, während Punks die schwarzen Docs bevorzugten.

Rechts: Heute ist der Doc Martens in vielen verschiedenen Varianten, Farben und Formen erhältlich.



klang fand der Stiefel bei Arbeiter*innen, die lange stehen mussten und so sah man ihn bald an den Füßen von Postbot*innen, Fabrikarbeiter*innen, Lagerarbeiter*innen oder Polizist*innen.

Ein Stiefel – viele Kulturen

Allerdings wurden die Docs, wie die Stiefel auch genannt werden, ebenso schnell von verschiedenen jugendlichen Subkulturen aufgegriffen. Als erstes bedienten sich die Mods an dem Arbeiterschuh. Bei den Mods handelte es sich um eine Subkultur zu denen hauptsächlich Jugendliche aus der Arbeiterklasse und der unteren Mittelschicht gehörten. Im Mittelpunkt stand der Versuch, die eigene Herkunft durch einen anspruchsvollen Stil und teure Kleidung unwichtig werden zu lassen. Typisch für die Mod-Szene war der Motorroller, der Parka, um beim Rollerfahren die teure Kleidung zu schützen und ein exzessiver Drogenkonsum.

Innerhalb der Mod-Szene entstand in den Sechzigern eine weitere Subkultur: die Skinheads. Skinheads, wie der Name schon sagt, trugen zur Erkennung ihr Haar radikal kurz geschoren. Als Gegenbewegung zu der florierenden Hippie-Bewegung der 60er rebellierten sie gegen die freie Liebe, Flowerpower und pflegten einen ausgeprägten Männlichkeitskult. Sie waren Arbeiter und das ze-

lebrierten

sie auch. So entwickelte sich der Dr. Martens Stiefel schnell zu einem zentralen Erkennungsmerkmal der Szene. Erst später gelang es rechtsextremen Gruppen die Skinheadbewegung zu unterwandern, wodurch vor allem in den 90ern das Bild des Neonazis von den Äußerlichkeiten eines Skinheads geprägt wurde.

Durch den Einfluss der Skinheads bekam der Dr. Martens Stiefel ein rebellisches Framing. Dadurch wurde der Punk als eine weitere große und einflussreiche Subkultur der 70er auf den Schuh aufmerksam. Eine Bewegung, die geprägt war vom Dagegensein: gegen das herrschende System, gegen die Arbeiterbewegung, gegen die Neue Linke. Die schlechten Karrieremöglichkeiten, die stagnierende Wirtschaft und das steife Gesellschaftsbild machten die jugendliche Anti-Bewegung schnell groß. Als Antwort auf das herrschende Establishment wurde Subjektivität zum Mittelpunkt. Die gängige Ästhetik wurde gänzlich abgelehnt. Dadurch entstand der typische schmutzige und schnoddrige Kleidungsstil des Punks. Kleidung wurde oft in Eigenproduktion geschneidert oder man bediente sich an Altkleidercontainern. Teil dieses Stils war auch der Dr. Martens Stiefel. Wäh-

rend die Skinheads eher die rote Cherry-Version des Schuhs trugen, war es bei den Punkern, passend zu ihrer Sicht auf das Leben, die schwarze Version.

Neben dem Punk entstanden in den 70ern viele weitere Subkulturen wie der Glam, Two tone oder Goth. Jede dieser Kulturen zeichnete sich durch ihre eigenen zentralen Werte und Vorstellungen aus. Gemeinsam hatten sie aber alle das Verlangen nach individueller Selbstverwirklichung und auch den Dr. Martens Stiefel. Aus dem robusten Arbeiterschuh wurde schleichend ein Zeichen des Individualismus und des Expressionismus.

In den 80ern und 90ern spalteten sich die Subkulturen immer weiter auf. Für die weitere Geschichte des Schuhs und der Marke waren US-amerikanische Hardcore Musiker ausschlaggebend. Während sie durch das Vereinte Königreich tourten, kamen sie mit dem britischen Stiefel in Berührung und fingen an, die Docs mit in die USA zu nehmen. Dadurch fasste der Stiefel auch in den Subkulturen der Staaten Fuß und wurde immer beliebter. Als dann in den 90ern der Grunge aufkam, wurden die Docs dementsprechend auch schnell Teil dieser Kultur. Das typische Bild des

Grunge-Rocks wurde beispielsweise durch die Musikerikone Kurt Cobain geprägt; betont ungepflegt, in zerrissenen Jeans, karierte Flanelhemden und mit Docs an den Füßen.

Docs als Streben nach Diversität

Nach einer wirtschaftlichen Misere in den frühen 2000ern schaffte es die Marke 2003 durch Neu-Interpretationen und Veränderungen des klassischen 1460 Stiefel, sich wirtschaftlich wieder abzusichern. Seit dem Aufkommen sozialer Medien und Mode-Influencer*innen haben Docs teilweise eine neue Bedeutung bekommen. Wie bei den Punks der 70er und 80er steht er für Diversität und Subjektivität, doch hat der Schuh heute seinen rebellischen Charakter verloren. Vielmehr wird er als modisches Accessoire aufgefasst und als Schuh selbst zelebriert. Auch das stärkere Be-

wusstsein für Klima- und Umweltschutz hat dem Schuh ein neues Branding gegeben. Denn der Stiefel wird als langlebig und nachhaltig angepriesen, wodurch er besonders unter umweltbewussten Gruppen und Menschen beliebt wurde.

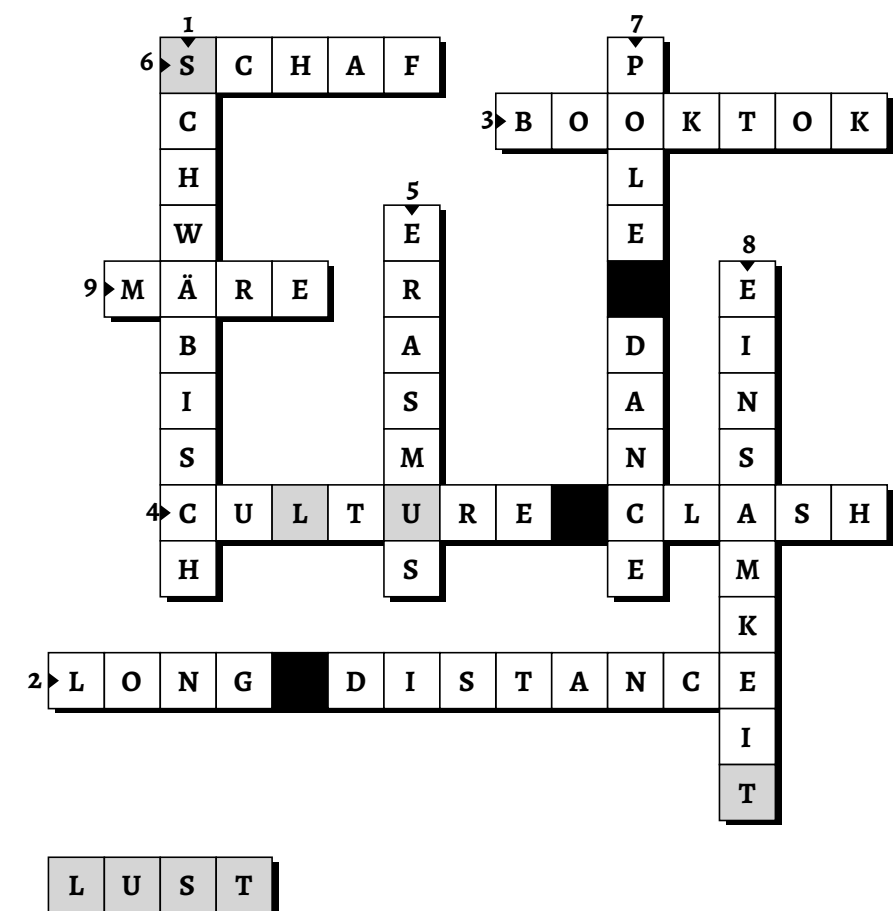
Der Doc Martens Stiefel ist zweifelsohne eine Modeikone, die aus dem alltäglichen und vor allem dem Tübinger Bild nicht mehr wegzudenken ist. Gerade weil Tübingen verhältnismäßig ökologisch bewusst und wohlhabend ist (ein neues Paar kostet heute durchschnittlich 200€), sieht man die gelben Nähte an jeder Ecke und in jedem Café aufblitzen. In 80 Jahren Lebenszeit hat wohl kaum ein Kleidungsstück und eine Marke so viele Tapetenwechsel hinter sich, wurde von so vielen Kulturen angenommen und wieder abgelegt. Was als Arbeiterschuh angefangen hat, wurde zum Symbol der Rebellion und ist heute ein

Zeichen des Individualismus und der Nachhaltigkeit, ein Accessoire der Mode mit Tradition. Tradition, die sich halb Tübingen jeden Morgen an die Füße schnürt.



Michael Becht (20): In meinem nächsten Leben werde ich noch einmal in den Kindergarten gehen!!!!

Kreuzworträtsel: Lösung



Gutes Aussähen ist alles?

In der bundeszentralen Genbank lagern 3500 Tomatensorten, in den Regalen der Supermärkte finden sich in der Regel jedoch weniger als fünf. Saatgut-Experte Patrick Kaiser möchte dem etwas entgegensetzen und hat sich den Erhalt von Sortenvielfalt zur Lebensaufgabe gemacht. Im Interview erzählt er von den Hürden seiner Arbeit und gibt Tipps für den WG-Balkon. *Von Laetitia Gloning*

Kaufen wir im Supermarkt Obst und Gemüse, so wurde dieses in der Regel in Form von Monokulturen mit hochgezüchteten Pflanzen angebaut. Die entsprechenden Sorten sind optimiert: schneller Wuchs, einheitliche Größe, homogenes Aussehen. Dies vereinfacht den Transport und Landwirt*innen können die Vereinbarungen einhalten, die sie mit Supermärkten bezüglich bestimmter Termine und Mengen getroffen haben. Zudem haben viele Kund*innen eine genaue Vorstellung davon, wie eine Gurke im Einzelhandel auszusehen hat. Aufgrund dessen wird in Deutschland nur ein Bruchteil der Sorten, die zur Verfügung stünden, angebaut. Viele sind im Zuge dessen bereits ausgestorben, seit den 1960er-Jahren sind zwischen 75 und 90 Prozent aller weltweiten Sorten verschwunden. Dies ist auch darauf zurückzuführen, dass Privatpersonen kaum noch Eigenanbau betrieben haben und damit ein Verlust lokaler Sorten einherging.

Doch der Erhalt verschiedener Sorten – und damit der genetischen Vielfalt – ist von hoher Relevanz, insbesondere im Hinblick auf die Herausforderungen des Klimawandels. Denn um mit den sich verändernden Bedingungen der Umwelt umgehen zu können, braucht es pflanzliche Diversität. Ein Weg, um zur Sortenvielfalt beizutragen, ist der Erhalt alter Sorten. Ein bekanntes Beispiel ist die Alblinse: seit den 1950er-Jahren war diese Sorte auf der Schwäbischen Alb ausgestorben, erst 2006 wurde ihr Saatgut wiederentdeckt und angebaut. Seitdem erfreut sie sich großer Beliebtheit. Neben der Alblinse gibt es noch viele weitere, allerdings kaum bekannte, alte Sor-

ten wie den Salat »Das Wunder von Stuttgart« oder auch den Blumenkohl »Neckarperle«.

Kupferblau: Welche Veränderungen würdest du dir im Hinblick auf den industriellen Anbau von Gemüse wünschen?

Patrick Kaiser: Ich stelle immer wieder fest, dass man nicht vermisst, was man nicht kennt. Die Auswahl im Supermarkt erscheint einem als groß, aber die ist eben sehr stark vorsortiert. Großkonzerne arbeiten enorm marketinglastig: Sie versuchen, einzelne Kulturen auf

Ich habe im Supermarkt zwar die Auswahl zwischen 500 Joghurts, aber ich bekomme immer die gleiche Gurke.

PATRICK KAISER

sehr großen Flächen zu verbreiten und das wird mit großen Kampagnen unterstützt. Ich sehe, was uns dabei verloren geht und finde es sehr schade um diese 75–90 Prozent an Gemüsesorten, die wir in den letzten Jahrzehnten eingebüßt haben. Das ist ein enormer Anteil der Sortenvielfalt, die uns hier auf der Strecke geblieben ist, die dann auch keiner mehr kennenlernen kann. Diese Sorten tragen nicht nur zur biologischen Viel-

falt bei, sondern sind in erster Linie auch kulinarische Schätze. Ich würde mir wünschen, dass das Thema Ernährung wieder auf mehr Schultern verteilt wird und wir auch mehr mitentscheiden, was wir haben wollen, damit sich wieder eine größere Bandbreite ergeben kann. Ich habe zwar die Auswahl an 500 Joghurts, aber ich bekomme in jedem Supermarkt immer die gleiche Gurke serviert, obwohl es hunderte davon gibt.

Kupferblau: Welche Schwierigkeiten begegnen dir beim Einsatz für die Sortenvielfalt?

Patrick Kaiser: Ein Thema ist die Bewusstseinsbildung. In Deutschland wird wenig Geld für Lebensmittel ausgegeben. Viel Gemüse kommt eigentlich nur noch aus dem Ausland, also aus Spanien oder den Niederlanden, in Deutschland selbst werden nur etwa 30 Prozent des Gemüses angebaut, das wir konsumieren. Beim Thema Saatgut spielt auch Gesetzgebung eine große Rolle, beispielsweise das Saatgutverkehrsgesetz, wonach eigentlich nur offiziell zugelassene Sorten verbreitet werden sollten, dass man da offiziell eigentlich noch mehr anmelden müsste oder auch einfach bürokratische Hürden hat.

Das Hauptproblem bleibt letztlich, wie Angebot und Nachfrage zusammengebracht werden können. Die Landwirte möchten nichts anbauen, wofür noch kein Markt besteht. Umgekehrt sagen die Leute, dass sie gerne etwas kaufen würden, es jedoch nirgends bekommen. Das einander anzunähern ist eine Herausforderung.

Kupferblau:

Wie hat sich der private Anbau von Nutzpflanzen von der Generation unserer Großeltern bis heute verändert?

Patrick Kaiser: Ich glaube, der Alltag hat sich generell sehr gewandelt. Dadurch, dass Eigenanbau, auch aus Bequemlichkeit, eine Seltenheit geworden ist, ist viel Wissen verloren gegangen. Heutzutage stammt Gemüse kaum noch aus dem Eigenanbau, sondern in der Regel aus dem Supermarkt. Insofern besteht eine Schwierigkeit darin, nicht nur die Sorten, die verloren gegangen sind, zu erhalten, sondern eben insbesondere auch das Wissen. Gartenerfahrung haben heutzutage nur noch wenige Menschen. In der Küche ebenso, vielen Menschen mangelt es an Kochkenntnissen. Sie kennen sich mit der Zubereitung kaum aus und wissen nicht, wie sie eine Bandbreite an verschiedenen Gemüsearten und -sorten in ihren Mahlzeiten unterbringen können. Insofern kommt es dann zu einer Beschränkung auf eine



Patrick Kaiser studierte im Bachelor Geoökologie an der Universität Tübingen und setzte sich schon damals mit dem Thema Selbstversorgung auseinander. Danach begann er sein »Lebensstudium«, im Rahmen dessen er mit einem Tandem vom Bodensee bis nach Südindien geradelt ist. Während der Fahrt faszinierte ihn die bunte Auswahl an Sorten, die Menschen in anderen Ländern in ihren Gärten kultivierten – auch aufgrund der

damit einhergehenden Lebensqualität. Patrick Kaiser entdeckte seine Leidenschaft für Saatgut und entschied sich daher für den Master Pflanzenzüchtung und Saatguttechnologie an der Universität Hohenheim. Heute lebt er in der Nähe von Tettngang, arbeitet für die Initiativen Genbänke und Tatgut, baut verschiedenste Sorten(raritäten) an, lagert im Keller das entsprechende Saatgut und verbreitet dieses weiter.

Als Beispiel für ein Lieblingsgemüse nennt er die Kerbelrübe. Seine Anmerkung dazu: »für Gartenanfänger leider weniger geeignet, hat aber ein fantastisches Aroma.«

Handvoll verschiedener Gemüsearten wie Tomaten und Kartoffeln. Dadurch wird noch nicht mal das handelsübliche Spektrum ausgeschöpft. Das sind Herausforderungen unserer Zeit, denke ich.

Kupferblau Weshalb kann es sich denn lohnen, auch selbst Gemüse anzubauen?

Patrick Kaiser: Zum einen immer wegen der Freude und dem Stolz, selbst etwas produziert zu haben. Zum anderen aber auch wegen der Freude daran, dass ich Farben, Formen und Geschmack aus meinem eigenen Garten bekomme, die mir kein Supermarkt bieten kann. Daneben sind auch Inhaltsstoffe oder Spritzmittelrückstände ein Thema. Wenn ich selbst anbaue, dann weiß ich bestens Bescheid. Es schafft auch einen neuen Bezug zum Thema Ernährung und der Natur, wenn ich mitbekomme, wie viel Aufwand hinter dem Wachstum einer Pflanze steckt. Oder wenn ich weiß, wie lange es dauert, bis eine Pflanze ihre Frucht gebildet hat und was sie dabei benötigt.

Kupferblau: Welchen Tipp hast du für Studierende, die auf ihrem WG-Balkon gerne selbst etwas anpflanzen würden?

Patrick Kaiser: Tomaten kann ich für den Anfang empfehlen, vielleicht auch so spannende Geschichten wie die Erdkirschen, also süße Miniphysalis, Bunter Mangold, Asiasalat oder kleine Gurken wie die Melotria, die aussehen wie Mini-Wassermelonen. Diese kann man auch laufend ernten.

Wenn es etwas Besonderes sein soll, beispielsweise alte Sorten, haben wir für Baden-Württemberg auch unser Netzwerk Genbänke, wo man jene Akteure kennenlernen kann, die in Baden-Württemberg selbst Saatgut produzieren und auch sehr alternative Sorten bereitstellen. Dort kann man samenfestes Saatgut¹ beziehen und vielleicht auch ausprobieren, daraus selbst Saatgut zu gewinnen. Das Thema ist kein Hexenwerk. Ich denke, man kann auch auf der kleinsten Fensterbank schon einen großen Unterschied machen. Bei Chili und oder generell auch allem Rankenden kann man bezüglich der Wuchsrichtung kreativ werden.

Der 5. Genbänke Samenmarkt findet am 2. März 2025 im Hörsaal der Botanik – Auf der Morgenstelle 3 in Tübingen statt. Dort könnt ihr Samen für alte, regionale und samenechte Nutzpflanzen erhalten. Weitere Informationen findet ihr über den QR-Code.



Laetitia Gloning (26): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, mit einem guten Freund ein Kino zu eröffnen.

¹ Dieses Saatgut kann weitervermehrt werden. Bei handelsüblichem Saatgut, sogenannten F1-Hybriden, ist das nicht möglich.

UNILEBEN

Spinattränen der Erinnerung

2007. Ich öffnete den Deckel. Sofort stieg der Dampf empor, hüllte die Küche in einen dichten, grünbraunen Nebel und stach mir direkt in die Nase. Mit einem lauten Schrei und angewiderter Miene stieß ich den Topf von mir weg. Er war zurück. Mein kulinarischer Erzfeind. Das Gericht, das ich als Kind nicht mal meinem ärgsten Sandkasten-Feind zum Mittagessen wünschen würde: Spanakorizo – griechischer Spinatreis. Von Alexandros Mantzaridis

Ich konnte ihn nicht leiden, den Spinat und seine glibberige, grünbraune Konsistenz. Damals hätte man mich mit diesem Gericht durch die ganze Wohnung jagen können. Egal ob nach der Schule, einer Spielplatzeinheit oder einem langen Ausflug – dieses traditionelle Gericht wartete regelmäßig auf mich und meine Geschwister auf dem Esstisch. Entsprechend groß war unsere Trotzreaktion, die

von unserer Mutter stets aufs Neue bekämpft werden musste. In solchen Situationen half nur eins: Augen zu und hoffen, dass sich der Inhalt des Topfs in etwas anderes verwandelt. Egal was.

Die Jahre vergingen schnell und mit jeder Altersstufe traten neue Gerüche, neue Geschmäcker und neue kulinarische Experimente in mein Leben. Nach und nach verblasste meine Erinnerung an Spanakorizo – bis zu dem Tag, an dem ich aus dem Elternhaus für das Studium auszog und vor dem Problem stand, mit dem alle frisch immatrikulierten Studierenden konfrontiert sind: selber kochen.

Vom Elternhaus in die große weite Studi-Welt

Vorstellung und Realität vom selbstständigen Leben klaffen etwa so weit auseinander wie die suggerierte Ästhetik des Begriffs »Liegewiese« und dem, was man tatsächlich im Brechtbau vorfindet, wenn man in den ersten Stock geht. Denn während man sich zu Beginn vornimmt, jeden Tag frisch zu kochen, landet man am Ende immer bei den gleichen drei trostlosen Gerichten: [füge hier deine Auswahl ein]. Aber auch die gepriesene Unabhängigkeit entpuppte sich gerade am Anfang als eine bittersüße, beklemmende Freiheit des Alleinseins.

Nachdem ich mich die ersten Wochen noch durch das kulinarisch sehr beschränkte Studi-Kontingent durchgehangelte hatte, wollte ich mich zum ersten Mal an ein richtiges (damit meine ich nicht Tiefkühl- oder Instant-Ramen Gericht) heranwagen. Ich hatte mir ein kleines Notizbüchlein mitgenommen mit einigen wenigen Rezepten meiner Mutter zum Nachkochen. Beim Öffnen blieb ich unweigerlich beim Abschnitt »Spanakorizo« hängen. Da aber die Zutaten in meiner sehr spärlich besetzten Küche vorhanden waren, machte ich mich ran.



Eine Portion Heimat, bitte!

Während der Topf in meiner menschenleeren Studi-Wohnung vor sich hin köchelte und seine Geräuschkulisse mit meinem Magenknurren zu einem Duett anstimmten, öffnete ich vorsichtig den Deckel, um hineinzuschauen. Etwas Vertrautes und doch völlig Unerwartetes sollte passieren: Der mit Spinat durchdrungene Wasserdunst strömte mir sofort ins Gesicht, umschloss sanft meine Wangen und ließ die Brillengläser beschlagen. Ich spürte, wie ein kleiner Tropfen mein Auge verließ, an meinem Nasenflügel entlang, über die Wangen hinunter zum Kinn wanderte und mit einem leisen Plop auf dem Küchentisch landete: eine Träne der Erinnerung.

Was sich in meinem Kopf abspielte, kann ich schwer mit Worten wiedergeben. Denn während sich der frische Duft von Zitronen und Dill in meinen Nasenhöhlen ausbreitete, schoss eine Flut von Bildern in mir hoch. Erinnerungen an meine Kindheit, wie ich abends mit meinem Bruder am Küchentisch saß und heimlich Grimassen zog, um das Spanakorizo zu kommentieren, wenn unsere Mutter nicht hinsah; der Geruch von verdreckten Knien nach einer langen Einheit auf dem Nachbarschaftsspielfeld und die Präsenz meiner Mut-

ter, die mich beugte, bis ich mein Essen aufgegessen hatte. All das zusammen löste ein wohliges und komplexes Gefühl von Zuhause aus – im doch so weit entfernten und abgeschotteten Wohnheim, in dem ich mir bisher noch schwer tat, mich heimisch zu fühlen. Mein kulinarischer Erzfeind war plötzlich besiegt – ja, mehr noch – umgedeutet!

Gerüche als Erinnerungswecker. Der Proust-Effekt

Dass Gerüche und Geschmäcker starke Erinnerungen bei einer Person hervorrufen können, hatte mich in dem Moment zwar umgehauen, ist aber kein unbekanntes Phänomen. Eine der prominentesten Beschreibungen findet sich im Roman »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« (1913) des französischen

Schriftstellers Marcel Proust. Dort beschreibt die Hauptperson eindringlich, wie sie durch ein Gebäck in die Vergangenheit katapultiert wird: »In der Sekunde nun, da dieser mit den Gebäckkrümeln gemischte Schluck Tee meinen Gaumen berührte, zuckte ich zusammen und war wie gebannt durch etwas Ungewöhnliches, das sich in mir vollzog. Ein unerhörtes Glücksgefühl.« Und weiter: »Die Erinnerung erscheint plötzlich vor meinem inneren Auge.« Die Teetasse und ihr Inhalt werden zum Portal in die Kindheit des Protagonisten und rufen Emotionen und Erinnerung hoch.

Was sich literarisch in Prousts Werk zeigt, hat auch in der Psychologie Eingang gefunden. Diese beschreibt das Phänomen – in Anlehnung an den Romanautor – als den sogenannten Proust-Effekt. Gerüche und Geschmäcker sind

UNS GIBT'S AUCH

Auf unserer **Website** versorgen wir euch **regelmäßig** mit aktuellen Artikeln rund um **Tübingen** und das **Studierendenleben!**



online!

Um keinen **Artikel** mehr zu verpassen, folgt uns auf **Social Media!**





ANZEIGE

starke emotionale Reize, die alte Erinnerungen hervorrufen können. Die Gründe dafür sind noch nicht abschließend geklärt. Neurowissenschaftler*innen betonen aber die zentrale Verarbeitung von Geruchsinformationen im Gehirn. Der Geruchssinn ist dabei der einzige Sinn, der direkten Zugang zum limbischen System und dem darin enthaltenen Hippocampus hat – dem Zentrum der Erinnerung und der Emotionen im Gehirn. Gerüche können somit starke emotionale Reaktionen auslösen, wie es Proust in seinem Roman beschreibt. Dabei muss das Ereignis oder das Gericht in der Vergangenheit nicht per se emotional bedeutsam gewesen sein – die Emotionalität entsteht oft erst im Mo-

ment und in den Umständen der Erinnerung.

Zurück im Wohnheim

Als ich also den Deckel anhub, strömte mir eine Wolke von Kindheitserinnerungen entgegen, die das noch kalte und fast leer stehende Wohnheimzimmer mit dem wohligen Gefühl von Zuhause erfüllte. Dass ich das Gericht als Kind nicht gemocht habe, spielt paradoxerweise keine Rolle mehr, denn was in dem Moment überwog, waren die facettenreichen Gefühle, die um das Essen entstanden waren. Spanakorizo war in meiner Erinnerung immer stark mit meiner Mutter verbunden, die jedes Mal

neben mir verharrte, bis auch der letzte Bissen heruntergeschluckt war. Mehr als der Geschmack ist es vielleicht eben diese Nähe gewesen, die durch die Geruchswolke transportiert wurde: meine Brille beschlagen mit dem Dunst von den Kindheitserinnerungen der Geborgenheit.

Geschmäcker ändern sich. Was ich damals meinem ärgsten Sandkastenfeind nicht zur Mahlzeit gewünscht hätte, serviere ich jetzt wöchentlich meinen engsten Freund*innen, wenn sie zu Besuch kommen. Auch euch möchte ich mein mittlerweile perfektioniertes Rezept nicht vorenthalten. Wer weiß, vielleicht spendet es der ein oder anderen Person etwas wohlige Wärme im Herzen – sicher aber im Bauch. Für mich ist Spanakorizo inzwischen nämlich mehr als nur ein Gericht – es ist ein Teller Geborgenheit. Wenn ich also jetzt vor meiner Portion Spinatreis sitze und die Augen zu mache, dann verwandelt sich der Inhalt tatsächlich in etwas anderes: Zuhause.



Alexandros Mantzaridis

(23): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, ein eigenes Kulturzentrum zu führen, das Leuten als Begegnungsort dient.



REZEPT

Zutaten (für 6-8 Personen, damit ihr auch andere hungrige Studis versorgen könnt) – Vegan

1 kg Blattspinat (TK)
4-5 EL Olivenöl
1 Zwiebel
1 Knoblauchzehe
1 EL Tomatenmark
250 g Rundkornreis (etwa Risotto-Reis)

1 Dose (400 g) stückige Tomaten
700-800 ml Wasser (kann je nach Reissorte etwas variieren)
¼ Bund Dill
2 Frühlingszwiebeln
Abrieb einer Zitrone
Salz, Pfeffer
Saft einer Zitrone
Feta (optional)
Oregano (optional)

Zubereitung:

1. Einen Topf auf hohe Hitze stellen und 2 Esslöffel Olivenöl hinzufügen. Zwiebel und Knoblauch fein hacken, in den Topf geben und 2-3 Minuten anbraten, bis sie karamellisiert sind.
2. Tomatenmark, Salz, Pfeffer hinzufügen und gut anbraten.
3. Reis, Dosentomaten und Wasser hinzufügen und mischen.
4. Spinat, die Hälfte des Dills und den weißen Teil der Frühlingszwiebeln fein gehackt hinzufügen und mischen. Mit geschlossenem Deckel 20-25 Minuten köcheln lassen.
5. Vom Herd nehmen, restlichen Dill, grünen Teil der Frühlingszwiebeln, Zitronenabrieb und -saft, 2-3 Esslöffel Olivenöl hinzufügen und mischen.
6. Mit Zitrone, Fetakäse (optional), Olivenöl, Pfeffer und Oregano (optional) servieren.

Die Brille beschlagen vom Dunst der Erinnerung.



Wie feiert Tübingen?

Deutschlandweit nimmt seit 2021 die Anzahl der Clubs ab, berichtet der Verband der Musikspielstätten Deutschland e.V. letztes Jahr. Die Clubs bangen um ihr Bestehen, auch in Tübingen: Die Butterbrezel in der Haaggasse machte im Sommer 2024 dicht.

Der Grund: Zu hohe Kosten und zu geringe Einnahmen. Gehen die Tübinger*innen einfach nicht mehr gerne aus? Sieben Studierende erzählen uns, wie sie ihren Samstagabend verbringen, ob sie überhaupt noch Feiern gehen und warum sie manche Tübinger Clubs meiden. *Von Inga Lenßen*



Ich gehe sehr gerne feiern! Je nachdem, was ich zu tun habe, bin ich jedes oder jedes zweite Wochenende feiern. Nach dem Feierabend von meinem Nebenjob als studentische Aushilfe treffe ich mich mit Freunden bei jemand zuhause, wir spielen Karten und dann gehen wir los: In eine Bar, auf eine Wohnprojekt-Party oder WG-Party, in den Club – kommt drauf an, was gerade so läuft. Ich gehe feiern, weil es einfach Spaß macht! Zeit mit Leuten verbringen, die man kennt und mag, tanzen, egal zu welcher Musik. Aber auch ruhige Brettspiel- oder Barabende mag ich.

Am Feiern gehen stört es mich, wenn Leute unangenehm sind, weil sie übergriffig, zu besoffen oder beides sind. Aber das ist ja ein generelles Problem und hat nicht unbedingt etwas mit Tübingen zu tun. Dahingehend wünsche ich mir mehr Security und Awareness. Im Epplehaus zum Beispiel gibt es ein sehr gutes Konzept und die gehen da sehr streng vor, greifen gut durch und kümmern sich um die Leute. Das würde ich mir in mehr Locations wünschen.

Daniel (29), Geschichtswissenschaft

Ich gehe schon gelegentlich feiern, so alle zwei bis drei Wochen. Am liebsten treffe ich mich vorher mit Leuten, eventuell trinken wir, aber das muss auch nicht sein. Je nachdem was so geht, gehen wir auf Metal-Konzerte oder Goth-Partys – das gibt's hier im Umkreis leider nicht so oft. Von den Veranstaltungen bekomme ich meistens über Freunde und Bekannte mit.

Ich gehe des sozialen Aspekts wegen feiern, wegen meiner Freunde. Mich stört, wenn beim Feiern Leute übergriffig sind – das ist aber nicht nur in Tübingen, sondern generell beim Feiern ein Problem. Es gibt's ja schon teilweise, aber ich würde mir wünschen, dass Awareness Konzepte besser ausgebaut werden.

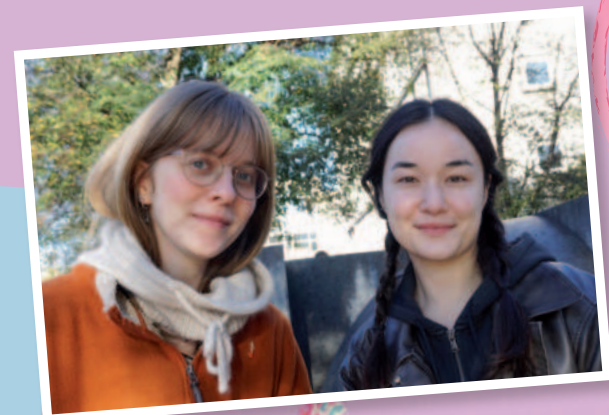
Pauline (23), Soziologie



Ich gehe gar nicht so konventionell feiern. Ich treffe mich lieber mit Freunden in WGs, für einen gemütlichen Spieleabend etwa. An meinem perfekten Samstagabend treffe ich mich mit Freunden, wir kochen zusammen, machen Spiele- oder Filmabend, vielleicht mit Stay-Over.

Ich habe noch keins von den Etablissements, die es in Tübingen gibt, von innen gesehen. Ich mag das Feiern einfach nicht so, das ist mir zu viel Umtrieb, zu viel Trubel, da gehe ich in der Masse unter. In meinem Freundeskreis kenne ich nur eine Person, die überhaupt viel feiern geht. Ich habe Freunde aus der Fachschaft, die das Clubhaus-Ersti-Veranstaltungen, über Freunde oder Hochschulgruppen und Beschäftigungen außerhalb der Uni kennen, die haben dann auch ähnliche Interessen.

Sam (22). Lehramt Geschichte, Politikwissenschaft, Ethik



Annabelle: Ich gehe schon gerne feiern, aber nicht in Tübingen. (lacht) Es kommt auf den Ort und die Leute an.

Beide: Wir gehen schon gerne ab und zu tanzen, aber nicht wirklich regelmäßig. Normalerweise so ein- bis zweimal im Monat – in den letzten zwei Wochen aber so drei Mal die Woche. Zu Semesterstart sind einfach sehr viele Events auf einmal. Wir bewegen uns eher in queeren Spaces, aber da gibt's nicht so häufig Angebote. Wenn da etwas angeboten wird, wie die Queer Night im Café Haag, dann gehen wir hin! Ansonsten waren wir bei einer Koreanistik-Party, beim Unifestival in der Shedhalle oder auch mal im Kuckuck. Meistens glühen wir zusammen bei jemandem zuhause vor, kochen zusammen, machen uns fertig und irgendwann geht's dann los.

Wir gehen vor allem fürs Tanzen feiern! Teilweise fehlt das Angebot. In Orten wie im Schaf ist einfach sehr viel „Partnersuche“, da wünschen wir uns mehr queere Angebote oder etwas mit Live Musik, wo man einfach hinget zum Tanzen und wegen der Musik, und nicht nur weil man jemanden aufreißen will.

Lara (26) und Annabelle (22), Koreanistik





Ich gehe ziemlich gerne feiern. So viel ich kann, außer es stehen Klausuren an. Ich kenne ein paar DJs persönlich, da weiß ich immer, wenn die auflegen, lohnt sich das. Clubhaus kann man auch mal machen, die Raves in der Schelling sind super, aber auch die Hauspartys in Tübingen sind echt nice. Viele Clubs haben wir natürlich nicht... Das Schaf meide ich extrem.

Feiern ist einfach *spaßig*: Nice vorglühen, gute Stimmung, tanzen. Ich mag diese Stimmung, wenn alle fertig vom Tanzen sind, noch ein bisschen draußen rumhängen, man vielleicht noch was zu essen holt und dann nach Hause geht. Warum ich Feiern gehe? What else should I do? (lacht) Mit Freunden abhängen, gute Musik, DJ-Freunde unterstützen. Why not?

Awareness in Tübingen wird schon echt gut umgesetzt, vor allem im Vergleich zu anderen Städten. Auf den Partys in Tübingen ist es aber manchmal zu eng, weil die Locations nicht so groß sind. Deswegen wünsche ich mir zum Feiern den Sommer, zum Beispiel die Silent Raves auf dem Schloss waren cool. Wenn man draußen sein kann, ist auch mehr Platz. Ich bin einfach kein Fan vom Winter...

Hannes (22), Biologie



Inga Lenßen (23): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, alles zu machen, was ich jetzt auch gerade mache. Nur ohne den Zwang, Geld verdienen zu müssen.



Ich bin mittlerweile eher ein Barmensch geworden. In Tübingen gibt es für Studis streng genommen drei Orte, wo du hingehen kannst: Clubhaus nur donnerstags, Kuckuck ist sehr klein und das Schaf. Ich gehe so einmal die Woche in eine Bar, das kommt auch auf die Jahreszeit an – im Sommer viel mehr. Manchmal machen wir mit der Freundesgruppe Barhopping. In meinen ersten Semestern bin ich öfter und länger weggeblieben, mittlerweile gehe ich ab Mitternacht oder eins wieder nach Hause... Ich bin in meiner Granny-Era angekommen.

Ich mag das Sozialisieren mit Menschen einfach total gerne, deswegen gehe ich gerne in Bars. Klar, das kann man auch beim Spieleabend. Aber Tübingen hat so viele Bars, da bietet es sich super an, sich auf ein Bier oder zwei zu treffen. Man kann connecten, die Woche recappen, sich abficken über die Uni, sich über irgendwas freuen, sich austauschen. Es gibt viele Leute, gerade aus meinem Studium, die ich nur an solchen Abenden sehe, weil sich die Freundesgruppen so ein bisschen verschieben.

An den Bars in Tübingen stört mich nichts, da hat man viel Auswahl und es ist alles relativ bezahlbar. Wenn du größer feiern gehen willst, kannst du das erst wieder in Stuttgart machen.

Ich glaube es wäre cool, die ganzen Azubis und Abiturient*innen abzuholen. Die Clubs hier sind nur für Studis, dahingehend könnte man offener sein und zum Beispiel einmal im Semester das Clubhaus für alle öffnen – falls es sein muss, eben mit Eintritt.

Leo (20), Lehramt Geschichte, Politikwissenschaft, Ethik

Horoskop



Steinbock
22.12. – 20.01.

Die Venus steht in der Fliegenfalle. Hüte dich besonders in dieser Zeit vor gesunder Ernährung! Zugverbindungen sind dir gewogen. Fürchte dich diesen Monat nicht vor Verspätungen durch den öffentlichen Nahverkehr. Du solltest spanisch lernen, und jonglieren wäre wahrscheinlich auch sinnvoll, wenn du schon dabei bist.

Deine Nudeln des Monats sind Rigatoni, weil du den leeren Raum in dir füllen musst.



Wassermann
21.01. – 19.02.

Aufgrund der hohen Mikroplastikdichte im Atlantik braucht das Meer dringend eine Kur, die Zeit nehmen wir uns. Koche daher nicht mit Salzwasser. Nudeln, Reis, Kartoffeln, Hirse, all das ist vom Speiseplan gestrichen. Wir empfehlen stattdessen eine rein aquatische Ernährung. Finde zu deinem Ursprung zurück. Beim Ballett könntest du endlich deine Rückenschmerzen in den Griff bekommen. Denn du mit deinem starken Feuerzeichen solltest dich nicht von solchen Banalitäten zurückhalten lassen.

Deine Nudeln des Monats sind Spaghetti, weil du so flowst.



Fische
20.02. – 20.03.

Es ist die Zeit des Süßwasserfisches. Forellen und Saiblinge profitieren, Hechte klettern an die Spitze der Nahrungskette (vor allem tolle Hechte). Dicke Lachse genießen ihre Sonderstellung als Hybrid. Du bist ein Hering? Eine Sardelle? Nicht deine Zeit. Bleib in der Büchse.

Deine Nudeln des Monats sind die, die aussehen wie Muscheln. Diese Ohrchen-nudeln halt.



Widder
21.03. – 20.04.

Widder einmal muss der Widder unter widderlichen Wortwitzen leiden. Keine Widderworte! Widersprechen geizt sich nicht für ein wildes Woltier. Der Neptun möchte einen Fußabsstreifer aus widderstänfäbigem Schafsfell. Dementsprechend empfehlen wir dir einen engen Kontakt zu lokalen Tier-schutzorganisationen und Umweltschützern. Meide Gewässer! Zu widerhandlung auf eigene Gefahr. Auf Widersehen.

Deine Nudeln des Monats sind Maccheroni, weil wegen der Hörner halt.



Stier
21.04. – 20.05.

Mars arbeitet von Zuhause, er hat sich krankschreiben lassen. Frech – der macht bestimmt blau. Ein ehemaliger Finanzminister hyperventiliert *energisch*. Technik ist dein Feind. Nutze Lagerfeuer statt Ceranfeld, Kutschen und Brieftauben und Aderlass soll auch super sein. Finde dein analoges Selbst, bevor es dich findet. Deine Kraft kommt aus der Wut. Du sollst mehr schreien. Deine innere Mitte ist mittelmäßig. Dein Hass hingegen überragend.

Deine Nudeln des Monats sind Penne, denn das sind aggressive Nudeln.



Zwillinge
21.05. – 21.06.

Jupiter ist fett geworden. Ehre also gefällt das Gimp. Falls du einen Hahn siehst, der auf zwei gekreuzten Stöcken sitzt, so sollst du eine Wüste suchen. Wenn du die Wüste gefunden hast, solltest du sie bewässern. Ernähre dich von reichhaltiger Literatur. Wenn du auf ein Eichhörnchen triffst, das auf zwei gekreuzten Hähnen in der Wüste liegt, so musst du einen Hahn fangen, das Eichhörnchen essen, die Wüste ehren und dem zweiten Hahn schuldest du ein Sternbild.

Deine Nudeln des Monats sind Farfalle, weil sie zwei Hälften haben lol. Und sie sind extra. *sparkle*



**Version ohne Wasserzeichen in
unserer gedruckten Ausgabe**



Krebs

22.06. – 22.07.



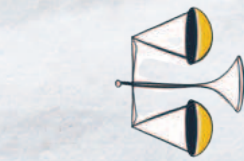
Löwe

23.07. – 23.08.



Jungfrau

24.08. – 23.09.



Waage

24.09. – 23.10.



Skorpion

24.10. – 22.11.



Schütze

23.11. – 21.12.

Wegen Bauarbeiten auf der Milchstraße gibt es eine Umleitung. Lass dich nicht von Zebrastreifen verwirren. Sie sind da, um dir zu helfen! Saturn hat seinen Ehering verloren. Pech für dich, denn er mag keine Katzen. Du solltest weder feiern noch Kontakt zu Geiern pflegen. Der linke Stern des Orion hat einen Wackelkontakt.

Du wirst schwanger.
Deine Nudeln des Monats sind Tortellini.

Pluto klagt auf Schadensersatz wegen struktureller Diskriminierung am Arbeitsplatz.
Ein Geschworener weigert sich zum Gerichtstermin zu erscheinen. Dafür erntet er einen Sonnensturm.
Für dich resultiert daraus Gefahr vor DIN A4 Papier und handelsüblichen Teelichtern. Aber freu dich nicht zu spät! Diesen Monat hast du die Möglichkeit, eine innige Beziehung zu Kopfreinpfasterwegen aufzubauen! Einfach hinlegen und genießen. Mit großer Wahrscheinlichkeit entsteht eine lebenslange Verbindung!
Deine Nudeln des Monats sind Pappardelle, weil die saugeil sind.

Cassiopeia demonstriert. Das solltest du auch. Inneres Gleichgewicht? Schwachsinn. Eine Waage muss nicht ausgeglichen sein. Man kann auch mal klare Ergebnisse fordern, eine Seite ist manchmal eben schwerer als die andere. Wir reisen ins alte Ägypten. Das Herz ist eine Feder. Oder so ähnlich. Es ist Zeit, Kairo zu erkunden. Auf den Spuren der Pharaonen geräst du in eine hungrige Touristengruppe. Sie essen dich auf, es bleibt nichts zurück.
Deine Nudeln des Monats sind Glasnudeln, weil du so durchschaubar bist.

Wann hast du das letzte Mal dein Ziel getroffen? Das Sternbild der beschlagenen Brille glänzt diesen Monat besonders hell. Deine Netzhaut ist völlig am Ende. 2 Dioptrien? Du bekommst 15! Wenn du in der Besen-kammer einen Staubsauger findest, der aussieht wie ein Elefant, so ist es kein Staubsauger, es ist ein Elefant. Ist es ein blauer Staubsauger, so ist es ein angemalter Elefant. Findest du einen Elefanten in der Badewanne, so ist es kein Elefant, es ist ein Walross. Findest du einen Staubsauger auf einem Walross, so bist du an einem Filmset. Findest du ein Filmset in einem Wal, so heißt du Jona.
Deine Nudel des Monats ist das Lasagneblatt. Du lässt dich vom Wind treiben :D

Finde ein Ventil für deine Emotionen. Gewalt ist keine Lösung, sondern ein Ergebnis. Ein Ergebnis deiner unterdrückten Gefühle. Probiere mal zu kochen. Bei Neumond kocht es sich am besten. Die kosmischen Energien sammeln sich dann in deiner Bratpfanne. Versuch eine Gurke einfach mal mit einem Löffel zu schneiden. Halte dich fern von Messern. Brat eine Suppe, back dir ein Eis.
Deine Nudeln des Monats sind Spätzle, weil das sind keine Nudeln.

Lust auf mich, Lust auf dich

Seit einiger Zeit schon stellt sich in mir ein Gefühl ein.

Die Lust für mich Allein zu sein.

Denn als eine Hälfte von Zweien, spalte ich meine Welt.

Und erlebe sie nie als Ganzes, da mich stetig etwas hält.

So lasse ich dich zurück an unserem Plätzchen Glück,

Und suche nach einer Auszeit.

Ich gebe ihr nach, der Lust auf Einsamkeit.

Der Angst, der Welt allein zu begegnen entgegen,

Bis nichts mehr ist, in dem ich noch zu zweit,

Bezwinge ich sie, die Angst vor der Einsamkeit.

Nun meistere ich den einsamen Weg allein.

Doch möchte ich tatsächlich einsam sein?

Und plötzlich stellt sich ein neues Gefühl in mir ein,

Die Lust mit dir zu zweit Allein zu sein.



Helena Hoffmann (25): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, noch einmal zum ersten Mal mein Lieblingsbuch zu lesen.

Aufgrund ihrer Form und Beschaffenheit eignen sich Papayas gut, um die Durchführung von Schwangerschaftsabbrüchen zu üben.



POLITIK

Schwangerschaftsabbrüche: Ein Tabu im Medizinstudium?

Im Medizinstudium kommen Schwangerschaftsabbrüche zu kurz. Das führt bei Eingriffen immer wieder zu einer falschen Methodewahl. Zwei Studentinnen sprechen über die Lage in Tübingen und erklären, wie Papayas helfen sollen, das Problem zu lösen.

Von Laetitia Gloning und Hannah Burckhardt

Obwohl Schwangerschaftsabbrüche zu den häufigsten Eingriffen in der Gynäkologie gehören (etwa 100 000 pro Jahr in Deutschland), werden sie im Studium wenig thematisiert. Auch in der Ausbildung zum*r Facharzt*ärztin für Gynäkologie führt man nicht zwingend einen Schwangerschaftsabbruch durch. Hintergrund ist der politische und ethische Streit über Abtreibungen: Ob diese grundsätzlich abzulehnen sind oder nicht, ist in der gesellschaftlichen Debatte eine ungeklärte Frage.

Studierende sehen Versorgungsmangel

Die Kupferblau hat mit zwei Mitgliedern des Arbeitskreises »Kritische Medizin Tübingen« gesprochen. Die Kritische Medizin setzt sich für ein solidarisches und diskriminierungsfreies Gesundheitssystem ein. Wiebke studiert Hebammenwissenschaft im neunten Semester, Laura studiert Medizin im achten Semester. Die beiden sind der Ansicht, dass das Thema zu wenig gelehrt werde, insbesondere die medizinischen Aspekte kämen zu kurz. Laura sagt, sie sehe die Gefahr, dass den Studierenden dadurch der Eindruck vermittelt werde, Schwangerschaftsabbrüche seien insbesondere etwas, was sie potenziell in Konflikt mit dem Gesetz bringt, »dass man quasi schon mit einem Bein im Gefängnis steht, wenn man sie durchführt«. Dies könnte, so be-

fürchten die beiden, die Konsequenz haben, dass sich weniger Mediziner*innen dafür entscheiden, Schwangerschaftsabbrüche durchzuführen. Was zu einem Versorgungsmangel führen, beziehungsweise den ohnehin bestehenden verschlimmern könnte. Denn Gynäkolog*innen sind in Deutschland nicht verpflichtet, Schwangerschaftsabbrüche anzubieten. Die Zahl der Ärzt*innen und Praxen, die Abbrüche durchführen, ist in den vergangenen Jahren stark zurückgegangen. Laut der von der Bundesregierung in Auftrag gegebenen ELSA-Studie (Erfahrungen und Lebenslagen ungewollt Schwangerer – Angebote der Beratung und Versorgung) lebten Frauen in 85 von 400 Landkreisen außerhalb einer »angemessenen Erreichbarkeit« zum nächsten Angebot für einen Schwangerschaftsabbruch. Das bedeutet, die nächste Einrichtung, die einen Abbruch durchführen würde, ist mit dem Auto nicht in 40 Minuten erreichbar.

*Eine ungewollt schwangere Person hat sowohl das Recht auf freie Ärzt*innenwahl als auch ein Recht auf freie Methodenwahl.*

WIEBKE

Falsche Behandlung aufgrund fehlenden Wissens

Schwangerschaftsabbrüche werden laut Laura im Medizinstudium vorwiegend mit einem ethischen Hintergrund thematisiert. Die Thematisierung medizinischer Aspekte komme hingegen zu kurz. Wiebke legt dar, dass das auch konkrete medizinische Folgen nach sich ziehe:

»Aktuelle Zahlen besagen, dass rund elf bis zwölf Prozent der operativ durchgeführten Abbrüche mit der falschen Methode durchgeführt werden«. Dabei gehe es konkret um die Kürettage, eine Ausschabung der Gebärmutter. Bei dem Eingriff wird die innerste Schicht des Uterus, die Gebärmutterschleimhaut, entfernt. Durch die Kürettage könne es zu Verletzungen der Schleimhaut kommen, was beispielsweise dafür Sorge, dass nachfolgende Schwangerschaften mehr Risiken mit sich brächten. Auch die Empfehlungen der Leitlinie für Schwangerschaftsabbrüche der AWMF (Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften e. V.) und die WHO würden von der Kürettage abraten und stattdessen eine Absaugung empfehlen. Wiebke resümiert: »Eine ungewollt schwangere Person hat sowohl das Recht auf freie Ärzt*innenwahl als auch ein Recht auf freie Methodenwahl.« Beides sei aber zu häufig nicht gegeben. Wenn man ungewollt schwanger ist, dann sei man froh, wenn man eine Behandlung bekäme.

Wie könnte sich etwas ändern?

Im nationalen Lernzielkatalog für das Medizinstudium (NKLM) – dieser defi-

niert Kompetenzen, die nach Abschluss des Studiums erreicht werden sollten – sind medikamentöse und operative Schwangerschaftsabbrüche bereits als Lernziel festgeschrieben. Dies werde aber oft nicht umgesetzt, wie Laura berichtet. In Deutschland ist es den jeweiligen Ländern und medizinischen Fakultäten selbst überlassen, wie sie mit dem Thema umgehen, wodurch ein »Flickenteppich« entstehe: an manchen Universitäten lerne man mehr, an anderen weniger, so die Studentin.

Laura glaubt, dass sich erst etwas ändern wird, wenn im Staatsexamen Fragen zu Schwangerschaftsabbrüchen, auch zu ihrer medizinischen Durchführung, gestellt würden. Nur dann hätten die Universitäten einen Antrieb, die Studierenden darauf vorzubereiten. Das Institut für medizinische und pharmazeutische Prüfungsfragen müsste diese Fragen also aufnehmen, damit sich deutschlandweit einheitlich etwas ändern könnte.

Die Lage in Tübingen

In Tübingen gebe es mehr Lehre als an anderen Orten, erzählt Laura. Hier wird das Thema im Rahmen der Vorlesungen »Ethik und Geschichte der Medizin«

und »Gynäkologie« behandelt. Was sie dabei stört, ist, dass im Rahmen der Gynäkologie-Vorlesung insbesondere Abbrüche, die aufgrund medizinischer Gründe vorgenommen werden, thematisiert werden würden. Wenn beispielsweise Trisomie 21 diagnostiziert werde und dann die Entscheidung für einen Abbruch falle.

»Es ist natürlich wichtig, darüber zu sprechen, gleichzeitig empfinde ich hier eine Verschiebung der Diskussion«, sagt Laura. Ein Schwangerschaftsabbruch in der 25./26. Woche sei emotional ganz anders aufgeladen als ein Abbruch in einem frühen Schwangerschaftsstadium, da die Schwangerschaft grundsätzlich gewollt ist und sich die werdenden Eltern einzig auf Basis der gesundheitlichen Risiken gegen die Schwangerschaft entscheiden. Zusätzlich komme hier noch die Diskussion hinzu, ob es vertretbar sei, sich nach einer positiven Pränataldiagnostik, also vorgeburtlichen Untersuchungen, für einen Abbruch zu entscheiden.

Im zweiten Quartal 2024 wurden laut dem Statistischen Bundesamt 3 Prozent der Abtreibungen aufgrund von medizinischen Gründen oder Sexualdelikten durchgeführt, 97 Prozent der gemeldeten Schwangerschaftsabbrüche auf-

grund der Beratungsregel, also wenn die schwangere Frau den Abbruch verlangt, durchgeführt. Doch trotz dieser zahlenmäßigen Unverhältnismäßigkeit und obwohl Schwangerschaftsabbrüche nach Beratungsregel auch am Universitätsklinikum Tübingen durchgeführt werden, werden diese Abbrüche im Studium kaum thematisiert, so Laura.

Sie hat den Eindruck, dass das Thema Schwangerschaftsabbruch noch mehr emotional, moralisch und rechtlich aufgeladen wird, wenn fast ausschließlich Schwangerschaftsabbrüche nach medizinischer Indikation thematisiert werden. Ein weiterer Aspekt, den sie vermisst, ist die Perspektive der ungewollt Schwangeren: Zum einen, wie man Patient*innen in dieser herausfordernden Situation gut beraten und unterstützen könne. Zum anderen würde bei anderen medizinischen Themen mehr betont, wie schön es sei, den Patient*innen ein Stück Lebensqualität zurückgeben zu können. Bezüglich Schwangerschaftsabbrüchen sei davon nie die Rede, obwohl es auch hier Menschen gebe, die für den Eingriff dankbar seien. Denn

letztlich habe auch hier eine Patientin eine Entscheidung getroffen und der*die Ärzt*in dürfe bei der Umsetzung helfen.

Papaya-Workshops als Notlösung

Um die Wissenslücken zu füllen, die im Medizinstudium bei Schwangerschaftsabbrüchen bestehen, werden auf Studierendeninitiative in einigen Unistädten sogenannte Papaya-Workshops angeboten. Diese haben das Ziel, grundlegende Kenntnisse zum Schwangerschaftsabbruch in Theorie und Praxis zu vermitteln. Herzstück eines solchen Workshops ist die praktische Übung eines chirurgischen Schwangerschaftsabbruchs an einer Papaya. Die Papaya eignet sich aufgrund ihrer Form, Größe und Textur sehr gut als Gebärmuttermodell. Ziel des Workshops ist nicht, dass die Studierenden anschließend den Eingriff beherrschen. Stattdessen geht es um den Abbau von Berührungsängsten. Das Konzept der Papaya-Workshops stammt aus den USA, 2015 wurde

ein solcher Workshop erstmals in Deutschland von den Medical Students Berlin angeboten. Seitdem verbreiten sich die Workshops zunehmend an verschiedenen medizinischen Fakultäten in Deutschland.

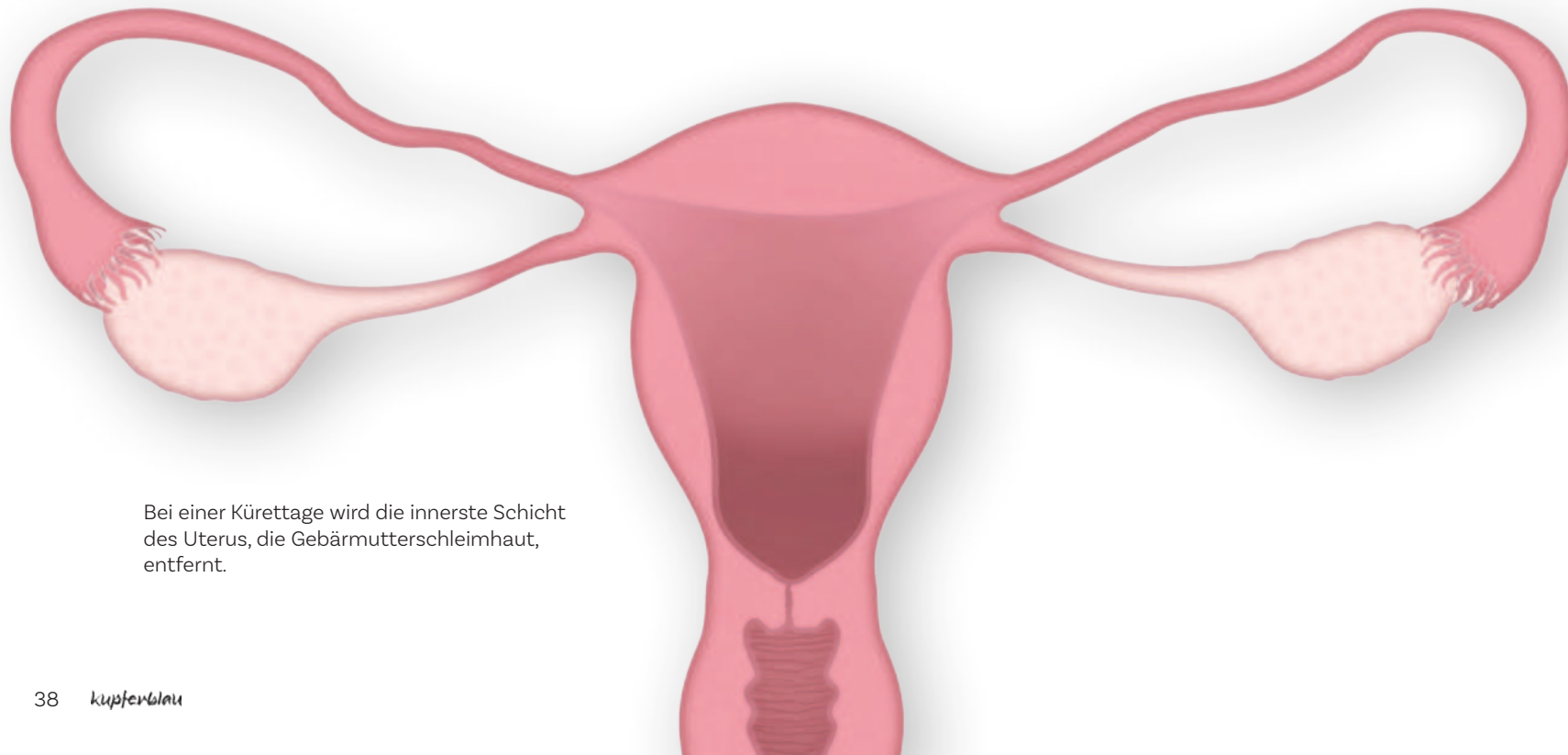
An der Medizinischen Fakultät Tübingen existiert aktuell noch kein Angebot für Papaya-Workshops. Laut Laura sitzt jedoch derzeit eine Gruppe Studierender an der Planung. So könnten diese vielleicht schon im nächsten Semester auch in Tübingen stattfinden.



Laetitia Gloning (26):
In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, in einer Seehundstation zu arbeiten.



Hannah Burckhardt (25):
In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, als Fisch die Meere zu erkunden oder als Vogel durch die Lüfte zu fliegen.



Bei einer Kürettage wird die innerste Schicht des Uterus, die Gebärmutterschleimhaut, entfernt.

Rechtlicher Hintergrund

Grundsätzlich ist ein Schwangerschaftsabbruch gemäß § 218 Strafgesetzbuch (StGB) für alle Beteiligten strafbar. Es gibt jedoch zwei Ausnahmen:

- Schwangerschaftsabbruch nach Beratungsregel (Beratungsregelung nach § 218a Absatz 1 StGB). Die Schwangere muss sich in einer staatlich anerkannten Beratungsstelle beraten lassen. Nach dieser Beratung müssen mindestens drei Tage bis zum Eingriff vergehen. Der Abbruch muss innerhalb von zwölf Wochen nach der Empfängnis vorgenommen werden. Die Beteiligten bleiben dann straffrei, gleichwohl ist die Tat rechtswidrig.
- Schwangerschaftsabbruch aufgrund medizinischer oder kriminologischer Indikation (§ 218a Absatz 2 und 3 StGB).
 - Eine medizinische Indikation liegt vor, wenn für die Schwangere Lebensgefahr oder die Gefahr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung des körperlichen oder seelischen Gesundheitszustandes besteht.
 - Eine kriminologische Indikation ist gegeben, wenn die Schwangerschaft aus einem Sexualdelikt, also zum Beispiel einer Vergewaltigung, hervorgegangen ist. Im Fall der kriminologischen Indikation ist der Schwangerschaftsabbruch straffrei, wenn er innerhalb von zwölf Wochen ab Empfängnis stattfindet.

Quellen:

<https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/schwangerschaftsberatung-218-81024>
https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/09/PD24_359_233.html
<https://www.mdr.de/nachrichten/deutschland/abtreibung-schwangerschaft-abbruch-versorgung-kriminalisierung-100.html#Meldestellen>
<https://taz.de/Umfrage-zu-Abtreibungen-in-Deutschland/6004352/>

Kostenloses Parken ade: Ein Blick hinter die Schiebeparkplatz-Paywall

Weihnachten ist bekanntlich die Zeit des Schenkens. Doch Mitte Dezember bot eine Rundmail der Unileitung für viele eine unangenehme Überraschung: Die Nutzung des heiß geliebten Schiebeparkplatzes soll jetzt plötzlich etwas kosten!? Unvorstellbar! Aber wie viel und warum überhaupt? Und wofür zahlen wir dann eigentlich genau?

Von Ari Merkle

Lange Zeit galt auf dem Parkplatz in der Wilhelmstraße: Wer sein Auto liebt, der schiebt. Dem dürfte nun mit der Bewirtschaftung des Schiebeparkplatzes ein Ende gesetzt worden sein. Ein naheliegender Grund dafür ist schnell gefunden: Öffentlichen Parkraum kostenpflichtig zu machen, sei es durch die Kommune oder das Land, verfolgt hauptsächlich den Sinn, die Innenstädte durch Reduzierung des Individualverkehrs zu entlasten und damit auch die Lärm- und Schadstoffbelastung zu reduzieren. Im Fall von Kommunen fließen die Einnahmen

durch Anwohnerparkausweise in die allgemeine Finanzkasse, also genau wie Bußgelder für Ordnungswidrigkeiten. Gebühren und Beiträge zur Nutzung öffentlicher Leistungen haben 2021 allerdings gerade einmal sechs Prozent der gesamten Einnahmen baden-württembergischer Gemeinden ausgemacht. Durch von Anwohner*innen gemietete Stellplätze machen Kommunen also kaum Geld; hier geht es hauptsächlich darum, die Innenstädte möglichst autofrei zu halten. In Tübingen wurde die Gebühr des Anwohnerparkausweises daher erst kürzlich von 120 auf 240 Euro pro

Auto und Jahr verdoppelt, SUV-Fahrende zahlen nochmal mehr. Die Deutsche Umwelthilfe fordert gar eine Bepreisung von mindestens einem Euro pro Tag, das hält auch das Deutsche Institut für Urbanistik für realistisch und einigermaßen effektiv.

Was beim Ausbleiben einer ordentlichen Bepreisung von Parkraumnutzung geschieht, zeigt sich in Nordrhein-Westfalen. Ein »Correctiv«-Artikel aus dem Jahr 2020 zeigt, dass dort die Parkplätze so billig sind und die stetig wachsende Belastung der Innenstädte durch PKWs so hoch ist wie sonst nirgends in Deutschland. Der erzielte Effekt von

Parkgebühren wird allerdings auch nur erreicht, wenn in der jeweiligen Stadt ein Mobilitätskonzept mit genügend Alternativen zum Auto besteht – das geht aus einer Ausarbeitung der Wissenschaftlichen Dienste des Bundestages von 2022 hervor.

Die vorgeschobene Firma fürs Parken

Während die Nutzung von Anwohnerstellplätzen durch einen einfachen kommunalen Verwaltungsakt geregelt ist, ist das bei dem allseits beliebten Studi-Parkplatz in nahezu perfekter Lage etwas komplizierter. Das Land hat die Bewirtschaftung der Parkfläche an eine in ihrem Geschäftskonzept genau darauf ausgerichtete GmbH ausgegliedert, die Parkraumgesellschaft Baden-Württemberg (PBW). Diese wurde bereits 1979 mit einem Startkapital von 520 000 Euro gegründet, das geht aus dem Handelsregister eintrag der PBW hervor. Die Gewinne der PBW werden seit dem Abschluss eines Gewinnabführungsvertrages 2013 vollständig an das Land abgetreten, womit die PBW zwar als Privatunternehmen agieren kann, aber indirekt fürs Land Baden-Württemberg arbeitet.

Die PBW bedient laut ihrer Website landesweit 80 öffentliche Parkhäuser und -plätze mit rund 25 000 Stellplätzen

für 14 000 Lang- und vier Millionen Kurzzeitparker und macht dabei etwa 16 Mio. Euro Umsatz im Jahr. Die Kontrolle der Parkausweise auf den Freiluft-Parkplätzen erfolgt dabei durch die eigenen Angestellten, die Bezahlschranke des Schiebeparkplatzes bleibt also wohl metaphorischer Natur.

Dauerparken zum Studi-Tarif

Wer die Ankündigung der künftigen Bewirtschaftung des Schiebeparkplatzes gründlich gelesen hat, erinnert sich vielleicht noch, dass die Landesregierung bereits 2018 beschlossen hat, alle Parkflächen des Landes künftig zu bewirtschaften. Da öffentliche Parkflächen grundsätzlich erstmal der Kommune gehören, können dem Land nur solche gehören, die mit öffentlichen Einrichtungen des Landes in Verbindung stehen, also (fast) ausschließlich von Beschäftigten des Landes, Schüler*innen und Studierenden genutzt wird – so auch der Schiebeparkplatz. Warum dieser erst jetzt, fast fünf Jahre später, bewirtschaftet wird, weiß wohl niemand so recht. Deswegen haben wir das die PBW selbst gefragt, allerdings bis Redaktionsschluss leider keine Antwort mehr erhalten. Genauso wenig wie auf die Frage, ob die ans Land übertragenen Gewinne zweckgebunden sind oder in

die allgemeine Staatskasse einfließen; dies müsste Inhalt des Gewinnabführungsvertrags sein.

Während der Dauerparktarif für Privatpersonen 75 Euro im Monat beträgt, bekommen Studis den Semestertarif für 125 Euro pro Semester. Das ist sicherlich nicht wenig, besonders als Student*in, und wenn man BAföG bezieht und jeden Cent umdrehen muss, könnte das durchaus eine finanzielle Herausforderung darstellen.

Aktuell muss man sich für eine Parkgenehmigung zum Studitarif ohnehin auf eine Warteliste setzen lassen, da es keine freien Plätze mehr zu geben scheint, ebenso wie bei der Parkplatzsuche in ganz Tübingen. Wie lang diese Liste ist, konnten wir leider nicht in Erfahrung bringen, aber ihr könnt ja mal euer Glück übers Kontaktformular der PBW versuchen. Wer auf den Schiebeparkplatz angewiesen ist, kann beim Warten auf eine semesterliche Parkgenehmigung den Schiebeparkplatz mit genügend Kleingeld immerhin als Kurzparker*in nutzen – sofern ein freier Platz zu finden ist.



Ari Merkle (26): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust auf Audio Mixing & Mastering, oder darauf, Lokführer*in zu werden.



Eine Dauerparkberechtigung kostet für Studierende als semesterliches Abo in etwa so viel wie der Semesterbeitrag.



UNILEBEN

Wie können wir unsere Fernfreundschaften aufrechterhalten?

Der Beginn des Studiums bedeutet für viele: umziehen. Doch mit diesem teils aufregenden Wohnortswechsel lassen wir nicht nur unsere vertraute Umgebung, sondern auch viele Freund*innen zurück. Wie schafft man es, diesen Menschen trotz großer Entfernung nahe zu bleiben? *Von Ann-Sophie Becker*

Früher saß man jeden Tag in der Schule nebeneinander, war im gleichen Freundeskreis und hat am Wochenende dieselben Partys besucht. Wir waren nicht nur emotional, sondern auch räumlich eng mit unseren Freund*innen verbunden. Doch dann zieht eine*r weg und plötzlich ist alles anders. Man sieht sich, wenn überhaupt, alle paar Monate für ein viel zu kurzes Wochenende, tauscht ansonsten mehr oder weniger oberflächliche Nachrichten aus und muss sich irgendwann eingestehen: Wir haben uns voneinander entfernt. Dazu trägt nicht nur bei, dass man sich nicht mehr täglich sieht, sondern auch die gänzlich neuen Lebensrealitäten, die sich so stark auseinander bewegen können, dass man gar keine Gemeinsamkeiten mehr findet. Der tägliche Einblick in den Alltag der anderen Person geht verloren, und damit leider häufig auch das Verständnis und der Bezug zueinander. Was können

wir tun, um unsere Fernfreundschaften aufrechtzuerhalten?

Mit Abstand verbunden

Folgender Tipp ist zwar offensichtlich, manchmal jedoch leichter gesagt als getan. Gerade wenn der neue Lebensabschnitt total aufregend ist, können die Freund*innen in der Heimat erstmal zweitrangig erscheinen. Trotzdem ist es wichtig, sich regelmäßig auszutauschen. In welcher Form man das macht, ist dabei Typsache. Ob 15-minütige Sprachnachricht, wöchentlicher Anruf, oder, ganz persönlich, per handgeschriebenem Brief – wichtig ist, dass man es einigermaßen regelmäßig tut. Es ist wichtig, möglichst das Gleiche zu teilen, wie früher in persönlichen Gesprächen. Kleine Alltagsigkeiten ebenso wie die ganz großen Gefühle, auch wenn sich das bei einem anderen Medium erstmal komisch anfühlen kann. Beson-

ders schön fühlt sich für mich immer eine kurze »Das hat mich an dich erinnert«-Nachricht, gefolgt von einer Song-, Film- oder Rezeptempfehlung an.

Eine etwas andere To-Do-Liste

Während der regelmäßige Kontakt bei eine*r Freund*in noch machbar erscheint, wird das Ganze bei einem großen Freundeskreis schnell zu einem 8-Stunden Job. Und ohne es zu wollen, hat man einen Herzensmenschen vergessen, weil man einfach nicht die Kapazitäten hatte, an alle zu denken. Eine Liste mit allen Menschen, mit denen man in Kontakt bleiben möchte, kann hier helfen. In regelmäßigen Abständen (wöchentlich/monatlich,... das entscheidest du) wird dann abgehakt, bei wem man sich gemeldet hat. Und die, die noch fehlen, kontaktiert man. Seine Freunde wie ein To-Do von einer Liste abzuhaken, wirkt zwar erstmal un-

gläublich unromantisch. Gerade bei einem stressigen Alltag kann die Methode aber äußerst effektiv sein. Und wer es selbst auf diesem Weg nicht schafft, mit allen eng in Kontakt zu bleiben, muss sich vielleicht überlegen, ein paar Freund*innen stärker, und andere weniger stark, zu priorisieren. Fernfreundschaften bedeuten einfach mehr Aufwand, und da wir alle nur begrenzte Zeit und Energie haben, kann man diesen nicht für jede Person aufbringen. Überlege dir, für wen es sich lohnt.

Besonders persönlich: ein handgeschriebener Brief

Deutlich romantischer als einmal kurz melden, ist dabei der gute alte Brief. Statt in der Bahn stehend eine unbedachte Nachricht ins Handy zu tippen, nimmt man sich für einen Brief bewusst Zeit und macht sich mehr Gedanken darüber, was man der*dem Freund*in eigentlich mitteilen will. Ein von Hand geschriebener Brief ist außerdem deutlich persönlicher und hat den Vorteil, dass man in den Umschlag noch zusätzlich kleine nostalgische Gegenstände (ein Polaroid, ein getrocknetes Blatt,...) packen kann. Außerdem ist es ein tolles Gefühl, an den Briefkasten zu gehen und statt lauter Werbung einen persönlichen Brief von eine*r Freund*in zu sehen. Für eine Fernfreundschaft braucht es manchmal einfach diesen extra Aufwand, um seine Zuneigung auszudrücken. Und wem gleich ein ganzer Brief zu viel ist, kann es auch erstmal mit einer kleinen Postkarte versuchen.

Communication is key

Klärt – am besten, bevor die physische Trennung ansteht – ab, wie ihr in Zukunft mit der neuen Situation umgehen wollt. Tauscht euch aus, was ihr für eine funktionierende Freundschaft braucht und findet einen Weg, der anderen Person das trotz großer Entfernung zu bieten. Dabei solltet ihr natürlich eine Lösung finden, die für beide funk-

tioniert. Um das dann auch in die Tat umzusetzen, sind klare Vereinbarungen hilfreich: Wollt ihr euch täglich über WhatsApp schreiben, oder ist dein*e Freund*in kein guter Schreiber? Vielleicht ist dann ein wöchentlicher Anruf an einem bestimmten Tag besser? Oder habt ihr einen stetigen Kommunikationsfaden nicht nötig und trefft euch lieber einmal im Jahr zu einem ausgiebigen Wochenende? Wie auch immer eure Freundschaft in Zukunft aussehen soll, macht euch die Mühe und den Aufwand, die Vereinbarung so gut es geht einzuhalten. Versucht aber trotzdem auch Verständnis füreinander zu haben, falls der Alltag doch mal zu stressig ist und das nicht klappt wie geplant.

Nähe trotz Distanz

Briefe schreiben, regelmäßig anrufen und immer gleich auf WhatsApp antworten. Auch wenn diese Dinge helfen, können sie ein Treffen im echten Leben nicht ersetzen. Doch bei einer großen

de können sich den Termin bewusst freihalten, um viel Zeit füreinander zu haben. Meine Freund*innen und ich machen bei so einem Treffen dann gleich den nächsten Termin aus. So werden »das müssen wir auf jeden Fall wiederholen«-Versprechen auch wirklich eingehalten und nicht schon auf der Zugfahrt nach Hause wieder vergessen. Außerdem hat man dann auch

direkt wieder etwas, worauf man sich freuen kann. Alternativ können solche Verabredungen auch ritualisiert werden, zum Beispiel nach dem Schema: Jeden Advent fahre ich zu dir, um den Weihnachtsmarkt zu besuchen, im Sommer gehen wir dann gemeinsam zu unserem Lieblingsfestival.

Letztendlich ist es Typsache, wie man mit Freundschaften auf Entfernung umgeht. Mein Fazit ist: Ein bisschen extra Aufwand und Regelmäßigkeit sind der Schlüssel! Und das sollten uns unsere Freund*innen doch wert sein.



Ann-Sophie Becker (21): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, auf einem Bauernhof zu leben!

INTERNATIONAL

Culture clash in Tübingen: an opinion poll of internationals

At the University of Tübingen, international students from diverse backgrounds share their experiences, reflecting on the surprises, struggles, and lessons of adapting to a new university and culture all at the same time. Through their stories, we gain insight into the resilience and adaptability needed to bridge the gap between traditions and norms of a new home. *Von Romina Palazzo*

For students leaving their home countries to pursue an education abroad, adapting to a new environment often means more than just adjusting to different classes and teaching styles. Many international students arrive on campus to encounter cultural differences that extend far beyond the classroom, presenting both challenges and opportunities for growth. From understanding local customs to handling subtle nuances in communication, cultural differences can sometimes feel like an additional subject these students must master.

To gain an understanding where cultures differ, or might *clash*, Kupferblau talked to international students about their experiences.

What has been the biggest culture clash in Tübingen and/or Germany for you?

“Everything is closed on Sunday. And why do constructions take forever here? Especially our dormitory. It has been under construction since I moved in and that was last year in October. In general, what I don't get in Germany are the small parking spots. Germany has one of the biggest car industries in the world and still their parking spots are so small. That doesn't make sense to me.”

Baskin [he/him] (Chengdu/China, Neuroscience M.Sc.)

“One thing that stood out is how normal it is here to blow your nose loudly in public. I was a bit shocked at first, and I've heard from many other non-Europeans—even people from northern and eastern Europe—that they found it surprising too! In Iran, blowing your nose is usually seen as a private thing, something you'd do in a bathroom. It's a small cultural difference that takes some time getting used to.”

Another small difference is that we always take our shoes off when entering a home. It's considered dirty to wear outdoor shoes inside, so it's just automatic for us. Even at parties, it's common for women to bring clean shoes just for wearing indoors. This is something that's very normal to us but feels quite different here in Germany.”

Rojan [she/her] (Teheran/Iran, Machine Learning M.Sc.)

“Personally for me, I have had a cultural clash with people who I worked with on a project in my first semester. It was a team of four, including me, my friend from Hungary and two Germans. I believe we had a different understanding of what working in a team meant, which led to misunderstandings. For them, it was the first time working with people from outside of Germany. Because they didn't have prior experience, I believe the cultural differences were too much and caused a great deal of disagreements. For me, I also had limited experience working with people from a different culture which caused the misunderstandings to amplify.”

A. [he/him] (Jabalpur/India, Machine Learning M.Sc.)



Studying abroad can be an overwhelming experience. For many, it's their first time spending an extended period of time away from home. On their exchange, students make many wonderful (and sometimes less wonderful) experiences. Especially the direct encounter with a new culture can lead to conflicts – but it can also be enriching.



“Aside from the emphasis on punctuality, one surprising culture shock has been how challenging it can be to access healthcare, especially as an international student. The process to get an appointment with a doctor can feel very lengthy, and the system doesn’t always seem geared toward those unfamiliar with the local healthcare structure. It sometimes feels like there’s a lack of resources tailored for international students, which can make navigating medical care a bit stressful.

Moreover, the endless paperwork here has been a big adjustment! Almost everything—from registering at the university to sorting out a bank account or health insurance—requires physical forms, multiple signatures, and in-person appointments. It’s surprising how much is still done on paper, and this can feel outdated compared to more digital systems elsewhere. It sometimes feels like the system isn’t fully geared toward newcomers. These experiences have made me much more patient and prepared for extra steps in daily tasks!”

Neha [she/her] (Pune/India, Archeology M.Sc.)

“The culture shock wasn’t as bad for me, since there are many aspects of the U.S. that are similar to Germany. I really miss the food from my home, though. For the most part, I can cook a lot of meals myself, but there are simply a lot of ingredients that you can’t find in Germany. For instance, last year for Christmas, I wanted to make my favorite holiday food, cheesy potatoes. I went to search for the

proper ingredients, but realized quickly that I probably wouldn’t be able to make them. There’s a special ingredient called ‘Top the Tater’, which is made in Minnesota and impossible to find here. Many ingredients that are sold in the U.S. aren’t really popular here.”

Lilia [she/her] (Minnesota/U.S.A., Archeology M.Sc.)

What’s something you really like about German culture and lifestyle, and would like to integrate in your daily life?

“One thing I’d love to take with me is the more relaxed, slower pace of life I’ve seen in Germany. In Tehran, the rush and chaos are part of daily life, especially in a big city. Here, people seem to take things a bit slower, with more balance and less stress. It’s a nice change, and I’d love to keep that ‘chill’ attitude with me wherever I go next.”

Rojan [she/her] (Teheran/Iran, Machine Learning M.Sc.)

“Within German culture, I like the fact that people are kind of indifferent to others. The idea of personal freedom is core to people here and often there’s little judgment in terms of personal decisions. I like that, although, personally I can’t take it back because it is something which is societal rather than personal. Although, this allows people to be more expressive and I would certainly try my best to take that back and maintain my expressiveness in India.”

A. [he/him] (Jabalpur/India, Machine Learning M.Sc.)

“I’ve really grown to appreciate Germany’s work-life balance; the respect for personal time and strict work hours fosters a healthier lifestyle and encourages better mental well-being. Another aspect I admire is how people here recognize that mental health is just as important as physical health. It’s understood that you might need time off even if you aren’t physically sick, and people are kind and non-judgmental about it. This openness and understanding around mental health is something I’d love to take with me wherever I go.”

Neha [she/her] (Pune/India, Archeology M.Sc.)

What were some of the biggest adjustments in your daily life? How did you adapt?

“The biggest adjustment I had to make when I came here was the fact there is no house help. Everything needs to be taken care of and you need to manage your time well in order to be on top of things. I actually find this extremely helpful. Because personally, I was a mess concerning time management and now not so much. It was a super useful challenge which helped me improve in one of my weak areas.”

A. [he/him] (Jabalpur/India, Machine Learning M.Sc.)



“One of the biggest adjustments for me has been giving up coffee at cafés! Being a true Italian, I brought my Moka pot with me so I’m all set at home. But at the coffee shops around the city (especially in the city centre), the coffee is expensive and not even that great – I’m sorry to all Germans reading this. So, it has to be espresso only in the morning, unfortunately!”

Giulia [she/her] (Rome/Italy, Archeology M.Sc.)

“The ways that people interact with each other are different between the U.S. and Germany. Germans are very nice, but sometimes, it takes a little while to understand that. In the U.S., we are very vocal; we talk to strangers, we chat on the streets, we talk to the grocery store clerk about their weekend plans. It’s not much of a thing here, which doesn’t mean Germans are rude, but rather more reserved. I quickly learned that it was just a cultural difference.”

Lilia [she/her] (Minnesota/U.S.A., Archeology M.Sc.)

Have any aspects of German culture influenced you or changed your perspective?

“A big perspective shift I had must be in terms of dating. Earlier, not marrying or staying single wasn’t even something which I considered but arriving in Europe it doesn’t feel too crazy after all. Additionally, I see people marrying late

into their 30s or 40s which is never the case in India.”

A. [he/him] (Jabalpur/India, Machine Learning M.Sc.)

Have you encountered any stereotypes about your home culture in Tübingen?

“A few stereotypes I’ve encountered include the idea that India is underdeveloped, that people wouldn’t speak English, and that we live untidily. There’s also this romanticized notion that India is an exotic place where people go to ‘find themselves,’ which doesn’t capture the reality. In fact, India has a very well-developed infrastructure, a large number of highly educated people, and it’s a technologically advanced country where almost everything can be done online.”

Neha [she/her] (Pune/India, Archeology M.Sc.)

Did you have any stereotypes about German culture when coming here?

“One of the stereotypes we have in Italy about the typical German tourist is definitely the outfits: Herr Fritz in Rome usually wears shorts, a camping backpack always on their back, and the dreaded sandals with socks up to the knee. However, since moving to Tübingen, this stereotype has been pleasantly proven wrong: I find that most of the students I see around here are actually pretty stylish!”

Giulia [she/her] (Rome/Italy, Archeology M.Sc.)

The experiences of international students in Tübingen reveal the complexity of these adjustments, highlighting both the challenges and the transformative insights that arise from culture-clash. Their reflections remind us that cultural exchange goes both ways. As international students reshape their own perspectives, they also enrich the communities they join—creating a more inclusive and globally minded campus culture.



Romina Palazzo (21): In meinem nächsten Leben ziehe ich den Ballett-Unterricht durch, den ich mit sechs Jahren abgebrochen habe. Ich hätte jetzt eine prima Ballerina sein können. Mensch!



Frischer Wind

rote, weiche Lippen
gefrieren in der Winterkälte
zitternde Finger
suchen einsam nach Halt
Wir verkriechen uns im Bett
und stehen nicht mehr auf
bis die Sonne kitzelt, strahlt
und Schneeglöckchen die Köpfe heben
bis Blätter grün werden
und neue Wolkenbilder springen
bis der Mond vom Neubeginn singt
und junge Vögel bunter träumen
bis der Horizont verblasst
und uns einen Frühling schenkt
warm, wellenartig
fließt Luft und Lebenshauch
in fremde Galaxien
Ich springe auf und tanz mit dir
Die Lust hat uns gepackt
Und wir lassen nicht mehr los



Silja Gajowski (21):
In meinem nächsten Leben hätte ich Lust auf frischen Wind, der müde Straßen atmen lässt, neue Gedanken durch offene Fenster trägt und Grashalme heimlich kitzelt.

Kannst du noch bleiben?

Keine Lust allein zu warten
Wir trinken Heißgetränke
auf der Bank im Garten
Mir ist kalt
aber du hältst mich warm

Keine Lust zu reden
Hören das Stadtleben
Scherben auf Stein
Einfach nur beieinander sein
Alles andere ist egal

Keine Lust mich zu blamieren
Doch bevor du gehst
will ich dir was sagen
„Kannst du noch bleiben?“
Aber trau mich nicht zu fragen

Keine Lust zu frieren
Als du aufstehst
drückst du meine kalten Hände
Dann ist der Dampf von Tee
alles was an Wärme bleibt



Fiona Kunz (24):
In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, als Geheim-agentin zu arbeiten.



KULTUR

Lesen und lesen lassen? – Dark ist es, aber wo bleibt die Romance?

Derzeit wächst unter Leser*innen ein Trend, der Fragen aufwirft: das Genre »Dark Romance«. Die Romane sind umstritten: Sie romantisieren toxische Verhaltensmuster und lassen die Grenze zwischen Leidenschaft und Gewalt verschwimmen. Welche Folgen zieht dies nach sich? *Von Esma Hireche*

Wir schreiben das Jahr 2020, eine Pandemie hat sich ausgebreitet. Schulen und Universitäten sind geschlossen, vom Tod des sozialen Lebens brauchen wir gar nicht erst zu sprechen. Der größte Feind, ein Virus. Oder doch eher die Langeweile, die mit den Maßnahmen zur Eindämmung verbunden ist? Gegen ersteres lässt sich wenig unternehmen, doch um letzteres zu bekämpfen, wenden sich viele Menschen vermehrt Streaming Plattformen und den sozialen Medien zu. Vor allem TikTok gewinnt zunehmend an Aufmerksamkeit und Bedeutung für junge Menschen. Aber aus großer Macht folgt große Verantwortung.

TikTok, bekannt für kurze Unterhaltungsvideos, hat Untergruppen, in denen sich Leute zusammenfinden, um ihre Interessen zu besprechen und sich mit Gleichgesinnten auszutauschen. Besonders groß ist auf TikTok die sogenannte BookTok-Community geworden. Lese- und Liebhaber*innen können sich hier vernetzen, es werden Empfehlungen ausgesprochen, Challenges durchgeführt, Bücher kritisiert. Ganz harmlos eigentlich, oder? Nicht unbedingt.

Wo bleibt die Romantik?

Eine bestimmte Art von Büchern ist ganz groß auf BookTok geworden und hat damit ein neues Genre ins Leben gerufen: Dark Romance.

Es geht um Bücher, die sich mit dunklen Themen beschäftigen, oftmals stehen traumatische Ereignisse im Vordergrund. Ein Beispiel ist das auf BookTok sehr beliebte Buch *Haunting Adeline* von H.D. Carlton. Es geht um die junge Adeline, die von Zade, dem männlichen Hauptprotagonisten der Reihe, gestalkt wird. Nach und nach entsteht eine »Beziehung« zwischen den beiden, die zum Großteil aus gewalttätigen Sexszenen besteht. Der Titel der Dilogie von Carlton, »Cat and Mouse«, sagt dabei schon genug über die Dynamik zwischen den beiden aus. Ein Jäger und seine Beute.

Der Inhalt des Buches ist aber nicht das Problem, sondern die Bezeichnung »Romance«. Seine Wurzeln soll das Dark Romance Genre, wie der Name schon verrät, in der literarischen Strömung der Schwarzen Romantik haben. Diese wollte sich von der Rationalität der Aufklärung abgrenzen und auch das ungezähmte Gefühlsle-

ben des Menschen zeigen. Die Schwarze Romantik hat sich dabei vor allem mit den dunklen Seiten des Menschseins befasst. Themen wie Angst, Wahnsinn oder Gewalt charakterisieren diese Unterströmung der Romantik. Die moderne Dark Romance spricht sehr wohl genau das auch an, allerdings herrscht eine riesige Diskrepanz zwischen dem Dargestellten und dem, wie es aufgenommen wird.

Die Schauerliteratur der Romantik war nicht darauf aus, die dunklen Abgründe des Menschen in irgendeinem Sinne positiv darzustellen oder sie zu romantisieren. Die literarischen Werke waren in ihrem Kern gesellschaftskritisch und dienten als eine Art Warnung: Schau, dazu ist der Mensch in der Lage! Werke von E. T. A. Hoffmann, Edgar Allan Poe, Mary Shelley oder Anne Radcliffe bieten dafür Beispiele.

Heute ist der Begriff »Romance«, auch wenn er seinen Ursprung in der Romantik hat, ein Synonym für Liebesgeschichten geworden und als genau das werden Werke wie *Haunting Adeline*

teils wahrgenommen. Das Problem dabei ist nicht der Inhalt, sondern vielmehr die Konnotation des Begriffes »Romance« und die damit einhergehenden Erwartungen und Haltungen. Die Werke haben durchaus ihre Daseinsberechtigung, allerdings sind Dark Romance-Bücher thematisch vielmehr in Genres des Thrillers oder Horrors einzuordnen und sollten nicht gewaltverherrlichend die prekären Situationen für ihr Publikum romantisieren.

Vorsicht, scharf!

Die Gefahr, die solche Werke darstellen, ist also ein zweischneidiges Schwert.

Das Verständnis von Liebesgeschichten und Romanzen wird durch den BookTok-Trend stark beeinflusst. Unter den Videos finden sich teils Kommentare von Leser*innen, die sich jemanden wie Zade als Partner wünschen, wodurch sich eine Verharmlosung von gewalttätigem Verhalten zeigt. Viele der Werke sind erst »ab 18«, allerdings lesen auch vermehrt jüngere Leser*innen diese Bücher und können so potenziell schon im jungen Alter davon beeinflusst werden. Natürlich besteht die Möglichkeit, dass viele Leser*innen sich durchaus bewusst sind, was sie da konsumieren und dies mit Bedacht tun. Allerdings stellt sich die Frage, ob nicht auch ein Risiko der Desensibilisierung oder ein verzerrtes Bild von Liebe die Folge sein können.

Der Einfluss, den BookTok hat, zeigt sich auch bei klassischen Buchhandlungen: Dort gibt es mittlerweile ganze Displays mit der Überschrift »BookTok«, welche Bücher empfehlen, die auf der App beliebt sind. Die Popularität der BookTok-Trends geht schon so weit, dass Bücher mit Begriffen aus der Community, wie *spicy* oder *smut* (beides steht für sexuelle Inhalte), promotet werden.

Auch Verlage haben vom Einfluss der Community mitbekommen und richten ihr Angebot entsprechend aus. Dadurch scheint es heutzutage fast unmöglich, einen neuen Liebesroman zu finden, in dem es keinen exzessiven *Spice* gibt.

Auch in der Literatur gilt ein »Lesen und lesen lassen«, aber wo Kritik angebracht ist, muss auch die Möglichkeit bestehen, diese zu äußern. Bücher, die unter das Dark-Romance-Genre fallen, sollten mit Vorsicht gelesen werden und nicht unter der Annahme, dass dies gesunde oder wünschenswerte Darstellungen von Liebe wären.



BookTok Auslage in einer Thalia-Filiale



Esma Hireche (23): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, künstlerisch begabt zu sein und Malerin zu werden.

Die EU zahlt meine Croissants

Lautes Hupen. Flüche. Eine Straßenbahn hätte fast einen Bus umgeholt. Ich war keine fünf Minuten in Dijon, Stadt des Senfs. Aber ich kannte das schon von meinem letzten Besuch. Aus Angst vor den angriffslustigen französischen Autos fuhr ich oft dreimal durch den ganzen Kreisverkehr, um sicher meine Ausfahrt nehmen zu können. Eine Eisbär-Statue leuchtete pink, Monat der Brustkrebsprävention. *Von Lorenz Keppler*

Als ich noch zur Schule ging, fand ich Sprachen immer zum Kotzen. Ich habe Lateinunterricht gehasst, und dementsprechend auch kein Französisch oder Spanisch gewählt. Warum sollte ich mir so was überhaupt antun? Ich hatte nicht vor, ins Ausland zu ziehen. Ich wollte in Deutschland leben, arbeiten und sterben. Letzteres vor allem immer dann, wenn ich wieder eine Doppelstunde Latein hatte.

In meinem jugendlichen Leichtsinn war ich natürlich todsicher, dass ich nie-

mals irgendeine andere Sprache als Englisch brauchen oder lernen würde. Als ich dann zwei Jahre nach dem Abitur durch Kolumbien und den peruanischen Regenwald getourt bin, da half mir mein Englisch ganz genau gar nichts. Ich war gezwungen, spanische Phrasen aufzuschnappen – und war überrascht, wie viel Spaß sie mir machten.

Dieses Jahr habe ich dann den großen Endgegner getroffen: Die französische Sprache. Irgendwie war ich mit zwei Freunden in ein Erasmus+ Projekt ge-

rutscht und dann saß ich da in Frankreich, trank Wein, aß Gebäck und lernte fluchen und schimpfen – in der Sprache der Liebe.

Wenn ich nicht aß oder fluchen lernte, arbeitete ich in einem Zeitraum von zwanzig Tagen an einem Reiseführer, das war Ziel des Projekts. Für mich hat diese kurze Erfahrung mein Leben verändert. Doch die Lustlosigkeit, mich mit einer neuen Kultur zu beschäftigen und meine skeptische Erwartungshaltung haben mich lange Zeit extrem zurückge-

halten. Vielleicht kann ich euch beides nehmen.

Was ist dieses Erasmus+?

Die meisten Erasmus+ Projekte werden von verschiedenen Organisationen und auch der EU vollkommen finanziert. Wenn ihr einen Platz für euer Wunschprojekt bekommt, wird das Projekt inklusive Unterkunft, Verpflegung und Reisekosten im Normalfall für euch bezahlt. Ihr könnt Zertifikate sammeln, um euren Lebenslauf zu füllen und auch Auslandserfahrung wird in allen Bereichen immer wichtiger.

Ein komplettes Auslandssemester bedarf oft langer Vorausplanung und beansprucht einen großen Zeitraum. Man wird normalerweise in den regulären Unibetrieb geworfen und muss seine Zeit selbst gestalten. Erasmus+ Projekte übernehmen alles organisatorische für euch. Ihr könnt in kurzer Zeit extrem viele neue Erfahrungen sammeln, müsst euch nicht mit der Tages- oder Projektplanung beschäftigen, weil sie komplett für euch übernommen wird und könnt euch dadurch auf alles andere konzentrieren.

Bei dem Projekt, an welchem ich diesen Frühling mitwirken durfte, haben Menschen aus sechs verschiedenen Ländern teilgenommen, die insgesamt dreizehn verschiedene Sprachen sprechen konnten. Das ist ein enorm vielfältiges Netzwerk, auf das ich nun jederzeit zurückgreifen kann. Dazu kommen die Soft Skills, die ihr in kürzester Zeit lernt. Ob ihr euch für ein naturwissenschaftlich-forschendes, ein journalistisch-sprachliches Projekt, oder etwas ganz anderes entscheidet, ist natürlich euch überlassen. In jedem Feld werden euch Workshops angeboten, ihr sammelt (internationale!) Arbeitserfahrung und könnt eure Fähigkeiten ausbauen und teilen.

Ihr trefft also aufgeschlossene, vielfältige Menschen, die mit euch auf Kosten der EU in den Urlaub fahren, baut euer Netzwerk aus, sammelt zertifizierte Praxiserfahrung und das Ganze in zwei bis drei Wochen.

Und das Allerwichtigste: Ihr bekommt einen anderen Blickwinkel auf euer eigenes Leben. Kultur lebt vom Austausch. Wenn ihr zulässt, eine andere zu erleben, beginnt ihr auch eure eigene zu hinterfragen und euch nicht mehr mit

etwas zufriedenzugeben, das euch anderswo besser gefällt. Und damit meine ich nicht nur das Schokocroissant. Ich meine die Menschen und das Besondere an jedem von ihnen.

Und jetzt sitze ich hier in Tübingen und lerne Französisch in meiner Freizeit. Weil ich lesen will, was meine französischen Freunde lesen. Weil ich verstehen will, wie ihre Witze funktionieren. Und das Allerschlimmste: Es macht mir auch noch Spaß.



Lorenz Keppler (24): Worauf hätte ich in meinem nächsten Leben Lust? Mein Papa sagt immer: Leben in einer Welt ohne Bürokratie.

Ich fände noch besser: Leben in einer Welt ohne politische, ökologische und wirtschaftliche Sorgen, den ganzen Tag mit Tee unter einer Treppe an einem riesigen Holzschreibtisch sitzen und Geschichten schreiben. Ohne Angst vor irgendwas haben zu müssen.



Lust auf twerkende Dementoren? Aus dem studentischen Keller zur Tribüne: Polemotions

Es gibt nicht viele Sportarten, mit denen so viele Assoziationen verknüpft sind wie mit Poledance. Aber denkt ihr an twerkende Dementoren? Oder Avatar? Die Kupferblau berichtet über die vierte Poledance-Show von Polemotions im Sudhaus.

Von Jana Svetloobov

Auf dem Weg zur Poledanceshow wissen wir noch nicht ganz, was uns erwartet. In der Einladung hieß es Sekt gegen schicke Kleidung, also ziehe ich mir eine weinrote Bluse an, mein Partner trägt ein blaues Hemd. Wir nicken uns zu: schick. Während wir ins Auto steigen und in Richtung Sudhaus fahren, versuche ich mich gedanklich auf die Show vorzubereiten.

Die Geschichte des Poledance

Dank einer kleinen Internetrecherche vor der Autofahrt kann ich mir einen Zeitstrahl der Poledance-Geschichte visualisieren. Der Ursprung des Poledance ist umstritten, liegt jedoch in Asien. Einige sehen den Ursprung im »Chinesischen Pole«, andere in der indischen Sportart »Mallakhamn«. Der Sport war männerdominiert und diente hauptsächlich zur eigenen Fitness. Erst Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts kam der Sport, abgewandelt als Tanzform, mit Wanderzirkussen in die USA. Nun wird auch Frauen der Zugang zum Sport gewährt und bekommt, durch die leichte Bekleidung, eine erotische Note. In den 50er Jahren eröffnen die ersten Stripclubs, der Poledance wandert jetzt in die Abendszene. In den 80er Jahren erfährt das Poledance einen neuen Push und verbreitet sich in der Welt. Ab den 2000ern eröffnen die ersten Tanzstudios, die den Facettenreichtum des Sports wieder zeigen und sowohl die ak-

robatische als auch die erotische Seite des Sports neu interpretieren möchten.

Underdressed

Das Erste, was ich sehe, als wir vor dem Sudhaus stehen, sind glitzernde Pailletten und High Heels. Aber auch Grüppchen in lässigen Jeans und Pulli. Ein wilder Kontrast. Es gibt einen bunten Schnitt durch alle Altersklassen. Von dem jüngsten Teilnehmer, der kaum älter als einige Monate ist und von seiner Mutter im Kinderwagen in den Saal geschoben wird, über Studierende bis hin zu grau melierten Haaren der Ü60 Gesellschaft.

Eine Preisverleihung wie keine andere

Als sich die Plätze gefüllt haben, betritt eine Frau in einem langen, goldschimmernden Kleid die Bühne. Sie stellt sich als »Urgestein des Polemotions« vor: Sie tanzt schon so lange Pole, wie es Polemotions gibt. Sie ist auch die Moderatorin der Pole-Oscars, die heute verliehen werden sollen. Das Prinzip der Verleihung ist simpel: Zunächst wird der Film, an dem sich die Performance orientiert, angekündigt, dann sehen wir den Tanz und zuletzt wird entweder der einzelne Darsteller oder die Performance gekürt – jede Performance bekommt einen Oscar.

Und so sehen wir in den nächsten zwei Stunden 15 Darbietungen. Zwischen den

Sets gibt es sogar einen Werbeblock von »Spinser Schneutzer«, in dem wir eine menschengroße Packung Taschentücher zu sehen bekommen, die ihren Gefühlen freien Lauf lässt.

Die erste Performance ist Avatar. Zwei Frauen mit langem blondem Haar, das bei beiden zu einem langen, geflochtenen Zopf zusammengebunden ist, betreten die Bühne. Sie tragen blaue, spitze Ohren und blau gestreifte Anzüge, die an Badeanzüge erinnern. Am Anfang tanzt nur ein Avatar an der Stange. Mit einer fließenden Bewegung zieht sich die Frau hoch und dreht sich mal im Halbspagat, mal nur mit den Beinen haltend. Bereits bei der ersten Figur klatscht das Publikum begeistert und als ein Ring auf die Bühne gesenkt wird, hört man leise Ohs und Ahs in der Menge. Ab diesem Moment wird die Nummer akrobatisch, jeder Muskel in den Armen der ersten Tänzerin wölbt sich sichtbar gegen ihre Haut, als sie sich an den Ring hängt und bis nach oben klettert. Ihre Partnerin folgt ihr rasch, der Ring dreht sich, während sie sich gegenseitig halten, um die Figuren auszuführen. Das Bühnenlicht erlischt und die Leute applaudieren.

Nun werden hastig Stühle auf die Bühne gestellt und »Burlesque« an die Wand projiziert. Die Tänzerinnen tragen dessousähnliche Outfits, die in Rot- und Schwarztönen gehalten sind, und hohe Absatzschuhe. Mit schwingenden Hüften gehen sie in die Knie, zeichnen

mit ihren Händen lustvoll einen Weg von ihren Brüsten hoch zu ihren Halsen und bereiten damit das Publikum auf die kommende Show vor. Sie schnappen sich die Stühle, drehen sie synchron zu sich, sodass die Lehne zu ihrem Bauch zeigt, lehnen sich nach vorne, stützen ihre Hände auf den Sitz, machen ein Hohlkreuz und schwingen die Beine in die Luft. Die Show spielt mit viel Sex-Appeal und Empowerment. Die Performerinnen haben Spaß auf der Bühne und kichern sich immer wieder gegenseitig an, während sie das Publikum bannen.

Im krassen Kontrast zu dieser Performance steht die »Harry Potter-mal anders«-Nummer. Wir sehen eine Hexe, die in einem unterwäscheähnlichen Pole-Outfit und Umhang den Sprechenden Hut aufgesetzt bekommt und zur Gryffindor erkoren wird. Doch ausgerechnet sie muss sich mit einer Hexe aus Slytherin zusammmentun, um die Dementoren abzuwenden, die

»Pole ist so vielfältig und einzigartig wie die Menschen selbst. (...) Ihr könnt total sportlich unterwegs sein, ihr könnt etwas sexy unterwegs sein. Ihr könnt machen, was ihr wollt.«

mal twerken, mal an den Stangen auf- und abtauchen. Doch am Ende gewinnen die Schülerinnen und vertreiben die Dementoren von der Bühne. Der Vorhang fällt erneut.

Mehr als Erotik

Viele unterschätzen, wie viel Kraft und Gelenkigkeit Poledance abverlangt – und sehen hauptsächlich den sexualisierten Aspekt des Sports.

Während des Abends erzählt die Moderatorin, dass Polemotions sehr klein angefangen habe: Julia, die Inhaberin des Polemotions, habe während ihres Studiums in ihrem WG-Zimmer einige Techniken online gelernt und dann an einige Leute privat weitergegeben. Später sei dadurch ein kleiner Verein entstanden. Mittlerweile gebe es mehrere Standorte.



Jana Svetloobov (23): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, in einer Welt zu leben, in der man als Frau dasselbe machen kann wie ein Mann.





KULTUR

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – Die Band »kleinstadt« lädt ein zur all-inclusive Zeitreise

Spinnen, Achterbahnen und Clowns. All das sind typische Antworten auf die Frage: „Wovor fürchtest du dich?“ Doch neben diese simplen Panik-Macher tritt heute eine völlig neue Größe: die Zukunftsangst. Die Band kleinstadt bietet mit ihrer Musik den Ausweg: Eine Reise in die Vergangenheit. Hier lassen sich nicht nur Songs, sondern auch die Zeit zurückspulen. *Von Nela Seebacher*

Zwar ist mit der Qual der Studienwahl der erste Schritt in die Zukunft getan, doch was ist mit dem zweiten, dritten und vierten? Jeder weitere scheint ein Wagnis und birgt die Gefahr, sich letztlich als Fehltritt zu entpuppen. Derartige Ungewissheit verleitet dazu, nur zögerlich voran zu schreiten. Der eigene Blick fällt ständig auf den zurückgelegten Weg, einen vertrauten Weg. Ohne Veränderungen, ohne Erwartungen, ohne Leistungsdruck. Wer folgt dann freiwillig dem Pfad in eine unbekannte Zukunft, wenn die Flucht in die Vergangenheit so viel einfacher scheint?

Nostalgie ist nicht grundlos eines der schwermütigsten Gefühle. Der fei-

ne Duft von Omas Kochkünsten, der vertraute Anblick des eigenen Kinderzimmers; was es bei uns auslöst, lässt sich kaum in Worte fassen. Doch es ist durchaus möglich. Niemand beweist das besser als Quentin, Timo, Johannes, Fabio und Karl. Vor vier Jahren gründeten sie die Band »kleinstadt«. Musik machen sie jedoch schon viel länger zusammen. Ihre gemeinsame Geschichte spiegelt sich in all ihren Songtexten wider. Bei jedem ihrer Auftritte nehmen sie ihr Publikum mit auf eine kleine Zeitreise. Für die Studierenden der Universität Tübingen ist dieser Trip *all inclusive*: Beim kostenlosen Uni-Festival Lichternebel 2024. Zu fünft betreten sie

die Bühne der Shedhalle, bereit in Erinnerungen zu schwelgen und neue zu schaffen. Bevor es so weit ist, treffen sie sich mit der Kupferblau zu einem exklusiven Interview.

Kupferblau: »Fünf Jungs Anfang Zwanzig. Kennengelernt im Kindergarten. Seit über zehn Jahren machen sie gemeinsam Musik. Seit 2020 bekannt als »kleinstadt«, mit diesen vier Zeilen stellt ihr euch auf eurer Website vor. Doch was macht euch als Band wirklich aus?

Fabio: Unsere Freundschaft. Wir kennen uns wirklich schon ewig. Teilweise seit wir geboren sind. Ich glaube, das merkt

man, wenn wir auf der Bühne stehen. Selbst der Bandname spielt darauf an, dass wir in der Kleinstadt aufgewachsen sind, aber zugleich versuchen herauszukommen. Unsere Gefühle dazu behandeln wir auch in vielen unserer Songs.

Kupferblau: Diese Songs drehen sich oftmals um Vergangenheit und Zukunft. Vielen Studis fällt es schwer, letztere selbst in die Hand zu nehmen. Mit der Bandgründung habt ihr genau das getan. Wie sicher fühlt ihr euch auf eurem Weg?

Fabio: Die Band ist nicht unser Hauptberuf, sondern ein Hobby. Es geht vielmehr um die gemeinsame Zeit. Wir haben überhaupt nicht geplant, dass »kleinstadt« in zehn Jahren noch existiert. Das wäre super, aber unsere persönliche Zukunft hängt nicht davon ab. Wir werden in zehn Jahren glücklich an diese Zeit zurückdenken. Unabhängig davon, ob wir dann noch zusammen auf der Bühne stehen, haben wir uns schon jetzt enorm weiterentwickelt.

Kupferblau: Unsere Generation verbindet vieles, unter anderem die Angst vor der Zukunft. Viele wünschen sich deshalb manchmal, die Zeit zurückdrehen zu können. Hilft euch eure Musik dabei, mit solchen Gedanken umzugehen?

Quentin: Mit jedem persönlichen Songtext öffnen wir uns unserem Publikum; offenbaren Ängste und Geheimnisse. Dann auf der Bühne zu stehen und zu sehen, wie die Leute ihn nachempfinden, ist ein super schönes Gefühl. Das ist ein Gefühl von Geborgenheit. Zu wissen, dass man nicht alleine ist und es Leute gibt, denen es genauso geht.

Trotz Festival-Trubel haben sich die fünf Jungs Zeit genommen, ein paar ihrer bewegenden Liedpassagen näher zu beleuchten. Was also steckt hinter den folgenden Versen?

All die Jahre sind viel zu schnell vergangen. All die Jahre sind wir immer nur gerannt.

SONG: ALL DIE JAHRE

Kupferblau: Wenn ihr nochmal zurück in eure Kindheit oder Jugend gehen könntet, würdet ihr dann etwas ändern? Würdet ihr »langsamer gehen«?

Timo: Ich denke immer daran, wie unbeschwert die Schulzeit war. Und daran, dass ich sie hätte mehr genießen sollen. Früher wusste ich die Privilegien und die tolle Zeit, die ich hatte, wenig zu schätzen. All das kam erst, als ich älter wurde. Wir sind zwar immer noch ziemlich jung – in zwanzig Jahren können wir den Song so nochmal schreiben – aber das war der Gedanke dahinter.

Fabio: Es geht nicht darum, irgendetwas zu bereuen. Wir schauen vielmehr auf eine schöne Zeit zurück. Natürlich wäre es toll, sie nochmal zu erleben und sie ist auch schnell vergangen. Trotzdem sind wir offen für das, was noch kommt. Vielleicht schaffen wir es jetzt, uns all das bewusster zu machen. Vielleicht erinnern wir uns dann in zehn Jahren erneut mit dem Gedanken: »Die Zeit ist schnell vergangen, aber es war einfach eine schöne Zeit«.

Mein Kopfst auf Standby in dieser neuen Welt, in der mir alles so fremd ist.

SONG: STANDBY

Kupferblau: Mit dieser Ohnmacht, wie geht ihr damit um? Habt ihr da irgendwelche Tipps?

Johannes: Nein, nicht wirklich. Überhaupt aus der Ohnmacht rauszukommen ist eine Herausforderung. Mir hilft der Versuch, beim Schreiben zu formulieren, was mich so ohnmächtig macht. Doch gerade bei Politischem scheint es oft aussichtslos. Allein, wenn ich mir den jahrelangen Kampf der Klimabewegung anschau, bin ich brutal ohnmächtig. Ich weiß überhaupt nicht, was ich noch unternehmen kann. Das ist furchtbar, aber ich weiß auch keinen Ausweg.

Kupferblau: Hilft es euch, euch beim Schreiben nicht allein, sondern gemeinsam damit auseinanderzusetzen?

Fabio: Auf jeden Fall. Ich glaube, der Austausch in der Band ist essenziell. Selbstverständlich sind wir alle ähnlich sozialisiert. Trotzdem stimmen wir nicht immer überein, zum Beispiel bei Klimathemen. Obwohl wir uns alle der Klimakatastrophe bewusst sind, vertreten wir bei bestimmten Maßnahmen unterschiedliche Standpunkte. Das diskutieren wir dann. Sich mit Leuten auszutauschen, die einem wirklich wichtig sind, erlaubt es, einander ehrlich die Meinung zu sagen.

Die Zeit mit dir war am besten und ich glaub sie ist vorbei.

SONG: WECK MICH NICHT AUF

Kupferblau: Wie schafft ihr es, in eurer Musik in Erinnerungen zu schwelgen, ohne euch darin zu verlieren?

Fabio: Ich weiß nicht, ob wir das verhindern wollen. Gerade in der Musik darf man sich in Erinnerungen verlieren. Dadurch kommen die Emotionen erst zustande, die beim Songwriting verarbeitet werden. Wenn wir Songs über Erinnerungen schreiben, versuchen wir gar nicht zu verhindern, uns in ihnen zu verlieren.

Nach ein paar Minuten Grübeln haben die Bandmitglieder einer nach dem anderen ihre Lieblingsmomente der letzten Jahre geteilt. In welchen Rückblicken sie sich wohl verlaufen?

Fabio: Bei mir war es tatsächlich das Stuttgarter Kesselfestival, weil es uns nochmal zusammengeschweißt hat. Das war einer unserer ersten Gigs und hat uns zu einer richtigen Band gemacht: Wie wir im Kreis vor dieser großen Bühne standen. Damit haben wir ein neues Kapitel in unserer musikalischen Geschichte aufgeschlagen. Das ist eine der schönsten Erinnerungen.

Timo: Es gab viele Gigs, wirklich verrückte Nächte. Das sind alles super Erinnerungen, aber bei mir waren es die zwei Aufnahme-Sessions. Letzten und vorletzten Winter haben wir uns für zwei Wochen zusammen eingesperrt. Das war

echt intensiv, die ganze Zeit aufeinander-zusitzen und neue Songs zu schaffen.

Johannes: Für unsere beiden Alben haben wir immer eine Release Party organisiert und veranstaltet. Die gehören zu meinen Top-Erinnerungen; die eigene Arbeit physisch vor sich zu haben und das erste Mal vorzutragen. Menschen zu haben, die kommen und das feiern möchten, fand ich immer sehr schön.

Quentin: Ich weiß nicht mehr, welches Konzert es war, aber es war auf jeden Fall in der Anfangsphase. Worauf ich hinaus möchte, ist das Gefühl beim Live-Spielen. Als ich zum ersten Mal nicht nur die Begeisterung in den Gesichtern der Zuhörer sah, sondern sie auch den Text mitgesungen haben. Das war ein be rauschendes Gefühl und ist seitdem bei jedem Auftritt geblieben. Einfach kurz den Kopfhörer rauszunehmen und zu hören, wie die Leute den Text mitsingen, den du geschrieben hast. Das ist ein total beflügelndes Gefühl.

Karl: Super lustig für uns – außer für Fabi, denn der fährt meistens – sind unsere langen Autofahrten. Dabei haben wir immer Spaß und teilweise schon eigene Rituale, zum Beispiel bei der Sitzplatzverteilung. Das ist ein bisschen weiter weg von der Musik, aber auch ganz witzig.

Kupferblau: Manchmal wirken eure Songtexte wie eine kleine Zeitreise. Wo, oder besser gesagt, wann lebt ihr am liebsten? In der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft?

Fabio: Ich würde sagen in der Gegenwart. Natürlich schwelgen wir gerne in Erinnerungen oder überlegen uns, wie es weitergeht. Das müssen wir auch, um beispielsweise Releases zu planen. Aber gerade beim Live-Spielen und wenn wir Zeit als Band verbringen, leben wir total im Moment.

Kupferblau: Nachdem ihr in eurem ersten Album eure Jugend und in eurem

zweiten das Erwachsenwerden behandelt habt, folgt jetzt im dritten das Erwachsensein?

Quentin: Ja, es geht jetzt bei uns allen in Richtung Erwachsensein. Es ist wohl eine Mischung aus Erwachsenwerden und im Erwachsenenleben ankommen.

Timo: Ich glaub das hört auch nie auf.



Nela Seebacher (20): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, ganz viele unvergessliche Erinnerungen und magische Momente zu sammeln.



It Ends With Us – zwischen Blumen und häuslicher Gewalt

Nicht nur die, die sich auf TikTok der BookTok-Community zugehörig fühlen, diskutieren heiß über *It Ends With Us* (dt: Nur noch ein einziges Mal) der Autorin Colleen Hoover. Obwohl die Erstveröffentlichung nunmehr acht Jahre her ist, schlägt das Buch erneut Wellen. Von Celine Glöckner und Sofie Stefanischin

Ein kurzer Recap des Inhalts: Die junge Lily Blossom Bloom sieht sich zu Beginn mit der Situation konfrontiert, eine wohlwollende Rede für ihren verstorbenen Vater halten zu müssen, der ihre Mutter jahrelang misshandelt hatte. Sie entflieht der Situation und findet sich auf dem Dach eines Hochhauses wieder. Dabei trifft sie auf den Neurochirurgen Ryle. Beide fühlen sich schnell zueinander hingezogen und es wirkt so, als wäre das Schicksal ein romantischer Akteur in dieser Geschichte. Dass Lily sich auch noch ihren Traum erfüllt und einen eigenen Blumenladen

sieht in den Gedankenprozess einer Frau, die einen Mann liebt, der sie körperlich misshandelt. Es wird schnell klar, dass eine misshandelte Person nicht einfach gehen kann, wenn Gefühle wie Liebe im Spiel sind.

Bunter Nagellack und kritische Vermarktung

Die Meinungen zu Hoovers Werk sind allerdings gespalten. Die Kontroverse wurde vor allem durch die Vermarktung des Buches befeuert. Beispielsweise veröffentlichte Hoover eine Nagellackkollektion passend zum Farbschema des Buchcovers. Außerdem hatte sie geplant, ein Ausmalbuch für Erwachsene, angelehnt an das Buch, zu veröffentlichen. Allerdings warfen ihr viele Fans mit diesem Vorhaben eine Romantisierung ihres Romanes vor, sodass sie die Umsetzung des Malbuches einstellte. In beiden Fällen nutzte sie ihr Buch, um weitere Produkte zu vermarkten. Dies wird, in Anbetracht der Tatsache, dass es in diesem Buch um häusliche Gewalt geht, gesellschaftlich als eher geschmacklos und unsensibel empfunden.

Weitere Kritik gab es auch bei der Pressevorstellung der Verfilmung, die letztes Jahr in die Kinos kam. In dieser Verfilmung besetzten Blake Lively und Justin Baldoni die Hauptrollen. Aber anstatt Einfühlungsvermögen zu zeigen, präsentierte Lively ihre Haarfarbe und witzelte mit ihrem Partner, Ryan Reynolds, herum. So rutscht das Werk rund um Hoover immer mehr in die Kritik,

auch wenn es mit dem Inhalt als solches nicht direkt zu tun hat. Baldoni, der nicht nur Ryle verkörperte, sondern auch Regie führte, sprach als einziger der Hauptdarsteller ernsthaft über das Kernthema der Geschichte. So betonte er in einem Interview, dass der Premierenabend nicht ihm Ruhm beschern solle, sondern der Fokus auf den Frauen liegen soll, die Gewalt in ihrer Beziehung erleben.

Die Romantisierung von Dark Romance

Ein weiterer Aspekt, der möglicherweise Einfluss auf die Wahrnehmung des Buches hat, ist die TikTok-Community rund um das Thema »Dark Romance«. Bei Dark Romance-Büchern dreht es sich häufig nicht nur um Romantik, sondern um die Darstellung sexueller Inhalte, die nicht selten mit Gewalt gepaart werden. Dabei werden diese Darstellungen in den sozialen Medien romantisiert und/oder heruntergespielt. Im Falle von *It Ends With Us* verkündeten insbesondere viele junge Mädchen, dass sie »Team Ryle« seien, weil sie ihn attraktiv fänden. Allerdings ist anzumerken, dass sich unter solchen Videos ebenso viele Kommentare finden, die sich explizit gegen diese Aussagen stellen und das Verhalten dieser User*innen bei diesen Themen stark kritisieren.

Letztlich kann kaum kontrolliert werden, wer diese Bücher empfiehlt und liest. Auch das Institut für Beziehungsdynamik in Berlin stuft das als proble-

Hinweis: Dieser Artikel wurde verfasst, bevor Blake Lively ihren Co-Star Justin Baldoni wegen sexeller Belästigung am Set und Rufschädigung angeklagt hat.

eröffnet, rundet die Stimmung einer *feel good romance* perfekt ab. Durch das Wiedersehen mit Lilys Jugendliebe Atlas entsteht die typische »Wen-wird-sie-wählen«-Situation, welche ebenfalls dem Romanzen-Klischee entspricht.

Allerdings schleichen sich immer wieder kleine Szenen ein, die Außenstehende als absolute *red flags* (»Warnzeichen«) bezeichnen würden. In dem Roman von Hoover begleiten die Leser*innen Lily durch die häusliche Gewalt, die sie durch Ryle erfährt. Der Einblick in Lilys Gedanken und Gefühle ermöglicht Ein-

Spende Blut für Tübingen Wir erwarten dich täglich!



Montag 9.00 – 19.00 Uhr
Dienstag 14.00 – 19.00 Uhr
Mittwoch 9.00 – 19.00 Uhr
Donnerstag 9.00 – 19.00 Uhr
Freitag 9.00 – 19.00 Uhr



Dein Team der Blutspendezentrale Tübingen

Zentrum für Klinische Transfusionsmedizin Tübingen gGmbH
Otfried-Müller-Str. 4/1, 72076 Tübingen / Telefon 07071-29-81616 / blutspende@blutspendezentrale.de

ANZEIGE

matisch ein. Mit dem Blogartikel Dark Romance: Auswirkungen von (sexualisierten) gewalttätigen Inhalten auf die Psyche befasste sich der Institutsleiter Robert Coordes mit dem Trendthema Dark Romance. Dabei ging er auch auf die möglichen Negativfolgen des Konsums ein. Coordes hebt hervor, dass Jugendliche zwar schon dazu in der Lage seien, zwischen Wahrheit und Fiktion zu unterscheiden, die extreme Darstellung in dieser Art Film und Literatur dennoch nicht immer spurlos an ihnen vorbeigehe. Eine toxische Beziehung beispielsweise als akzeptabel oder gar normal anzusehen, könne durchaus ein Fazit sein, das Leser*innen aus Büchern und Filmen ziehen. Den größten Gefahrenwert schreibt Coordes allerdings der Romantisierung solcher Werke zu. »In vielen Geschichten dieses Genres werden kontrollierende, manipulative oder gewalttätige Charaktere als leidenschaftliche Liebhaber dargestellt, deren Verhalten durch ihre starke Liebe gerechtfertigt wird. Diese Darstellung kann dazu führen, dass Konsumenten toxische Verhaltensweisen in der realen Welt weniger kritisch sehen«, so Coordes.

Achtung Spoiler

Das »Besondere« an *It Ends With Us* ist, dass die Hauptprotagonistin Lily dem Kreislauf der Gewalt entflieht. Auch wenn sie selbst zu Beginn nach Rechtfertigungen für die Gewaltausbrüche ihres Partners sucht und die-



Durch eine ästhetisch-romanische Darstellung des Buches kann ein verzerrter Eindruck über dessen Inhalt entstehen.

Daten des Bundeskriminalamtes aus dem Jahr 2023 zeigen, dass rund 256.000 Menschen in Deutschland von häuslicher Gewalt betroffen waren. Davon waren 70,5 Prozent der Opfer weiblich. Auch bei den rund 167.800 Opfer von Partnerschaftsgewalt war eine überwiegende Mehrheit von 79,2 Prozent weiblich. Allerdings unterstreicht das Bundeskriminalamt, dass es sicher eine Dunkelziffer gibt. »Die Zahlen von polizeilich registrierter häuslicher Gewalt steigen nahezu kontinuierlich an, in den letzten fünf

Jahren um 19,5 Prozent. Doch nach wie vor ist davon auszugehen, dass viele Taten der Polizei nicht gemeldet werden, etwa aus Angst oder Scham«, so das Bundeskriminalamt in einer Pressemitteilung.

Anlaufstellen für Betroffene

Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen: 08000 116016

Hilfetelefon Gewalt an Männern: 0800 1239900

Frauen helfen Frauen e.V. Tübingen: 07071 26457

se findet, ist den Leser*innen klar, dass Lily die Gewalt nicht einfach so hinnimmt. Dadurch, dass Hoover den Gedankengängen der Protagonistin viel Raum gibt, kann nachvollzogen werden, wie sie zu ihren Entscheidungen kommt. Sie merkt schnell, dass die Entschuldigungen von Ryle nur von kurzer Dauer

sind. Obwohl Ryle Reue zu empfinden scheint, wird er sie sehr wahrscheinlich wieder verletzen. Schlussendlich reicht Lily die Scheidung ein.

Hoover ermöglichte es mit diesem Buch, eine typische Frage von Außenstehenden zu beantworten: Warum geht eine Frau nicht einfach, wenn sie ge-

schlagen wird? Beispielsweise aus Liebe. Lily erkannte aber, dass Liebe ihre Beziehung mit Ryle nicht retten wird, wenn er sich selbst nicht ändern kann. Damit zeigt das Buch auch, dass eine Flucht aus einer solchen Situation nicht unmöglich ist.



Celine Glöckner (22): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, ein Katzenkaffee zu gründen.



Sofie Stefanischin (20): In meinem nächsten Leben will ich freiberuflicher Serien- und Film-Binger werden.

Experience the USA

Kultur-Events
USA Beratung
engl. Bibliothek
Sprachtests
(DAAD/TOEFL)

vielseitig
offen
unabhängig



ANZEIGE

Das Kunstwerk im Mittelteil dieser Ausgabe stammt von der Künstlerin **Justina Berns** aus Tübingen. Kunst beschäftigt sie schon ihr Leben lang. Sie studiert Kunstgeschichte und experimentiert mit verschiedenen Medien – von digitaler Kunst über Gouache bis hin zu Acryl, manchmal gemischt mit Buntstiften. Für Justina sind Farben nicht nur ein Mittel zum Zweck, sondern ein zentraler Bestandteil.

Justina liebt es, neue Techniken auszuprobieren und ihre Kreativität ständig herauszufordern. Ihr Ziel ist es, mit ihrer Kunst Freude zu bereiten.

Instagram: @justina.berns



BILDRECHTE

Cover: Laetitia Gloning & Max Maucher; S.3: Max Maucher; S.4-5: Patrick Kaiser (links oben), Partnerschaftsverband RLP (links Mitte), Jan Bottinger/Unsplash (rechts oben), Annie Spratt/Unsplash (rechts Mitte); siehe entsprechende Artikel (andere); S.7: Raphael Renter/Unsplash; S.8: Romina Palazzo; S.9-10: Hanna Neumann; S.12: Priscilla Du Preez/Unsplash (oben), Jurien Huggins/Unsplash (unten); S.14: Brockhaus Konversations-Lexikon, Zweiter Band, 1892, S. 258-259 (gemeinfrei); S.16: Eigene Darstellung, Daten von Hubert Klausmann, S.17: Max Maucher; S.19: Mpho Mojaelo/Unsplash; S.20: Michael Becht; S.22-23: Freepik/Freepik; S.23: Patrick Kaiser (Porträt); S.24: Patrick Kaiser; S.25: Alexandros Mantzaridis; S.26: DJVStock/Freepik (Olivenzweig), Upklyak/Freepik (Schreibblock); S.27: Alexandros Mantzaridis; S.28-29: Brgfx/Freepik (Wein-Ringe), Shambles Studios/Unsplash (Hintergrund); Hanna Neumann (Porträts); S.31 & 34: Adobe Stock (Sternenhimmel, Sternzeichen), Freepik/Freepik (Sternzeichen-Symbole) Rawpixel/Freepik (Mond, Hintergrund); S.32-33: Justina Berns; S.35: Helena Hoffmann; S.36: Shriharikulkarni/Pixabay; S.38: LjNovaScotia/Pixabay; S.40: Marcel Gnauck; S.41: Ari Merkle; S.42: Myriams-Fotos/Pixabay; S.43: Ann-Sophie Becker; S.44: Danielle Rice/Unsplash; S.45: Anand Dhuma/Unsplash; S.46: Kelsey Knight (oben), Frederic Christian (unten rechts), Rawpixel/Freepik (unten links); S.47: Joshua Olsen/Unsplash (oben), Pengfei Jin (unten); S.48: Freepik/Freepik; S.50: Wirestock/Freepik; S.50-51: Max Maucher; S.51: Esma Hireche; S.52-53: Partnerschaftsverband RLP; S.54-55: Jana Svetlobov; S.56: Hetty Hollatz; S.58: Marie Chrostek; S.60: Celine Glöckner & Sofie Stefanischin; S.61: Justina Berns (Porträt); S.62: Hanna Neumann & Theo Andes



Impressum

Ausgabe 52, Wintersemester 2024/25

Das Tübinger Studierendenmagazin Kupferblau erscheint zweimal pro Semester (vormals einmal). Wir berichten über sämtliche Themen rund um das Studierendenleben und Tübingen – sowohl im Heft als auch online auf www.kupferblau.de.

Anschrift der Redaktion

Wilhelmstr. 30, 72074 Tübingen

Web: www.kupferblau.de

Instagram: @kupferblau_redaktion

E-Mail: redaktion@kupferblau.de

Druck: Druckerei Deile, Tübingen

Auflage: 2000

Herausgeber

Marcel Gnauck

Chefredaktion Print (V.i.S.d.P.)

Laetitia Gloning & Miriam Mauthe

Chefredaktion Online (V.i.S.d.P.)

Alexandros Mantzaridis & Theo Andes

Ressortleitung Dossier (Titelthema)

Jana Svetlolobov

Ressortleitung Politik & Wissenschaft

Janne Geyer & Ari Merkle

Ressortleitung Kultur

Hanna Neumann & Franziska Gewalt

Ressortleitung Unileben

Liv Holthaus

Ressortleitung Internationales

Alexandros Mantzaridis

Coverfoto: Laetitia Gloning & Max Maucher

Mitglieder der Redaktion: Alexandra Uschwerow, Alexandros Mantzaridis, Angelina Sheard, Ann-Sophie Becker, Annika Schneider, Ari Merkle, Ben Metz, Carlos Schmitt, Celine Glöckner, Clara Kühne, David Bouterwek, Esma Hireche, Fiona Kunz, Franziska Gewalt, Gabriel Zickermann, Hanna Neumann, Hannah Burkhardt, Helena Hoffmann, Inga Lenßen, Jakob Kuckenburg, Jana Bohle, Jana Svetlolobov, Janne Geyer, Jayden Mason, Jens Fortmann, Johanna Gujber, Julia Kolumm, Kaya Hartmann, Laetitia Gloning, Lauren Student, Lea Bojko, Liv Holthaus, Lorenz Keppler, Luis Theobald, Madeline Kuhlberg, Marcel Gnauck, Max Maucher, Maxim Herrmann, Michael Becht, Milena Wälde, Miriam Mauthe, Nela Seebacher, Noa Waitkus, Romina Palazzo, Sanni Martinen, Sarah-Sophie

Engel, Sebastian Bartelheim, Shane Ryan, Silja Gajowski, Sofia Leslie, Sofie Stefanischin, Sonia Leibold, Stephanie Zimmermann, Theo Andes, Valentina Buhrova, Vivian Viacava Galaz

Der Druck dieser Zeitschrift wurde teilweise durch QSM-Mittel des Studierendenrates gefördert.



Aussagen von Interviewpartner*innen geben lediglich deren Meinungen wieder. Diese sind nicht zwangsläufig identisch mit den Meinungen der entsprechenden Redakteur*innen oder der Kupferblau-Redaktion.

Gestaltung und Umbruch:



Max Maucher (24): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, als Schriftsteller in einem Landhaus im Süden zu leben.

Gestaltung Gedichte (S. 35, 48 & 49)



Daniel Stoeffler (22): In meinem nächsten Leben hätte ich Lust, kein Instagram zu installieren.

STADTMUSEUM TÜBINGEN



Mädchen*treff e.v.
Begleitung - Beratung - Bildung für Mädchen* und junge Frauen



body rEVOLution!

Magst du deinen Körper?
Nein? Woran liegt das?
Das zeigt diese Ausstellung.



Was ist
Schönheitsideale heute und vor



t Tübingen
Universitätsstadt

AUSSTELLUNG
bis 31. März 2025

STADTMUSEUM TÜBINGEN



MEYERS MINIS

BIG IN LONDON

EIN TÜBINGER MALER AM
ENGLISCHEN HOF



schön?
250 Jahren – im Stadtmuseum!



t Tübingen
Universitätsstadt

AUSSTELLUNG
bis 11. Mai 2025

ITZ NOT THE END

Kalter Hund

oder: Dackel, die ins Gras beißen (UA)

Text und Regie: Peer Mia Ripberger
ab 07. Dezember 2024

Muttertier

Text: Leonie Lorena Wyss
Regie: Magdalena Schönfeld
ab 01. Februar 2025

Ein neues Stück (UA)

Text und Regie: Peer Mia Ripberger
ab 22. März 2025

Solo mit Goldfisch (UA)

Text: Fabian Hartje
Regie: Magdalena Schönfeld
ab 05. April 2025

no shame in hope (eine Jogginghose ist auch kein Schicksal)

Text: Svealena Kutschke
ab 24. Mai 2025

itz-tübingen.de



INSTITUT FÜR THEATRALE
ZUKUNFTSFORSCHUNG
IM TÜBINGER ZIMMERTHEATER